
Die Rote
Erde

1. JAHRGANG HAMBURG/NOVEMBER 1919 HEFT 6

DIE ROTE ERDE

Monatsschrift für Kunst und Kultur

Herausgeber: Karl Lorenz / Rosa Schapire

Inhalt

DAS TITELBLATT HAT KARL SCHMIDT-ROTTLUFF IN HOLZ GESCHNITTEN

Die Rote Erde ist durch jede bessere Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlag zu beziehen. Es erscheinen 12 Hefte im Jahr. Eine Vorzugsausgabe in 100 Exemplaren wird auf gutem Papier gedruckt. Bezugspreis: Einzelheft Mark 3.—, im Jahresabonnement 12 Hefte Mark 30.—, Vorzugsausgabe jährlich 12 Hefte Mark 250.—
Einsendungen sind zu richten: Literatur-Beiträge an Karl Lorenz, Wandsbek, Manteuffelstraße 42. Graphische Sendungen an Dr. Rosa Schapire, Hamburg 21, Osterbeckstraße 43. Unverlangten Sendungen ist Rückporto beizulegen. Zur Besprechung eingesandte Werke werden in keinem Fall zurückgesandt.

VERLAG: DIE ROTE ERDE, HAMBURG 1, ALSTERTHOR 2



Schmidt-Rottluff: Der Heilige

DIE ROTE ERDE

Monatsschrift für Kunst und Kultur

1. Jahrgang Hamburg November 1919 Heft 6

Karl Lorenz / Den Novembertoten

Über allen Fenstern hängt der Flor novemberbetrübter Trauer. Über kindschwingendem Lächeln schreitet die tagezurückdrängende Gebärde fiebernder Mütter! In den Straßen begegnet sich der unendliche Wille, jubelgepeitscht! Träume tragen sich Gräbern voran! Eure weißen Hände fassen in Blut tief hin! Und das? Das alles, alles? . . . Ich schaue aus den Sternen nieder! Ich, . . Das Schieberblut röchelt vor den öffnunggeneigten Fieberbazillen! Das, das! Das Voruns, Inuns; das Umunsheran! Und, in den Straßen klappern die träumenocheinmalaufgeschreckten Fiebergebeine! Das: Mitdengräbernindenstraßenherumgehen! Herrliche Fahnen! Peitschen gen die Nochschlummernden! Peitschen gen die Nochkriechenden! Und, Eure Gelenke leuchten! Und, Eure Schädel glänzen in die Turmstuben das schöne Licht! Und, Eure Finger spielen auf dem Staub die herrlichen Melodien: Licht! Kinder hüllen sich in die voneuchströmende Süße! O, o! Diese lebendige Lichtpyramide, straße-entlang, straßehinauf, hinüber! Unter allen Fenstern gleitet Eure träumende Sehnsucht durch den Einjahrhinausschlaf! Die Mütter tanzen in ihren Gebeten kommender Lichtflut über Euch Dank hinaus! Und, Dein Brustschuß ist die große alle Bogenlampen übertönende Spirale: Licht! Und, Dein verbrütender Rippenschuß ist das unendliche Signal: gen Steine Lichte streuend! Und, Dein Unterdemnabelschuß, Dein Hinterdieohrenschuß, Dein Stirnekreuzschuß: alles kommt so warm über die Herzen wiegender Mütter! Alles kommt so weich über die kindbehütenden Hände Euchdankbarzugeneigter Mütter! Helden Eurer Idee!! Helden Eurer inneren Flamme!!! Und, es harft in den Straßen: Sie leben!!! Sie leben!!! Auf den Flammen unserer Stirnen tragen wir sie jahrehindurch, über Jahrmillionen hinaus! Und, die Fahnen schwenken vor allen Fenstern! Weg mit dem Schwarz geht der unendliche Schrei! Weg! Eure Lippen, gen die Mütter weichhingeneigt! Fort mit dem Schwarz! Alles sei weiß! Alles sei Licht! Unser Bruderschuß in uns! Unser Bruderschuß in den inneren Knochenmelodien unserer Gerippe! Es sei der letzte Betrug vor der ersten Glückstunde! Das, . . . O, o! Eure lächelnden Seelen! Eure Seelen kreisen über den Flammen Eurer weißen Schädel! Und das, Nochhintertod-Glückindiemenschenstreuen! Und, das Nochmitfleischleerenknochenglutvordiemenschenfahren! Ich schmelze, inmir zusammenheiß! Nur noch Gebet steht in mir vor den Ranken Eurer letztmöglichen Opfertat! Euer Nichteinmalineuchweinen! Euer nicht einmal Klagehinauslassen! Dies? Rotleuchtende Unendlichkeit! An mir steigt die Scham über erzitternde Hände! In den Straßen aber, tiefsterneuntermir! In allen Straßen flattern die Fahnen Eurer Geisttat lichtlächelndhin! Die Mütter streuen aus allen Fenstern den warmen Schleifen-lächelnden Dank! . . . Und, das: Nunnocheinmal! Nochwiederlängehin! Und, das: Nunwiederlichtdurchallestraßen! Eure Stirnen! Eure Brust, Blut, Nabelunterschüsse: Leuchtendlächelnde Fontänen, morgenvoran! Euer einzigumeuchhinausgeschraubter Lichtfahne-Überschwang! Spirale Spitzlicht, weitehin! Und, unter den Straßen! Und, von allen Fenstern über den Straßen, querzu, herzhinhinein! Eure Melodie! Euer novembergebrachtes Opfergeläute! Und das Blut! Euer vor Euch voraufdampfendes Blut in den Straßenlidlichtwangen! Euer Euchandampfendes Blut unter Eurem Zusammensank, einjährend, wieder Euchankommend! Dies? Ich sage, Das! Das sage ich vom Sternturm, stille zu Euch! Und geht in Eure Gräber durch den Tausendmüttergesang! Durch den Kinderfüreuchgesang! An Euren Gräbern lächelt die große Tatgeburtwiedergewißheit! Und in den Häusern wiegt es, wogt! Und in dem Lächeln der guten Mütter! Und in dem Lächeln der heißen Kinder! Alles für Euch! Alles für Euch! Über Eure Schädellichte, lächelndhinweg! Das große Dankbewußtsein, Euchhinzu! Das unendliche Dankbewußtsein geht in den Straßen! Steht vor den Türen! Einzige Fahne: Das Millionenlichthinzutreiben! Das Milliardenfüreuchimgebethinsterbenwollen, ... Die Mütter schweigen vor Ihren Kindern in Eurem Licht!

Oskar Maria Graf / Gedichte

HEREINBRUCH DER NACHT.

Vom Mond herab bahnt sich ein bleicher Weg.
Traumtaumelnd falten sich die Gärten auf.
Ein weißer Sternstrich stürzt sich auf ein Schieferdach,
Und rotgesengte Fenster warten aufs Verlöschen.
Taglahmer Häuser müdgejagtes Segelheer
Hängt schräg am Rand der flachen Ebenen.
Die aber haben jeden Raum vergessen
Und fluten hin wie grenzen-inselloses Meer,
So lastberaubt, so leicht, als wäre nie ein Mensch gewesen
Und hätte Ihrem bittern Grund die Frucht entrissen,
Schweißtriefend, hart, gequält und adamsschwer.

GEBET.

O Herr, ich bin so irr.
Hilf mir!
Das Dunkel ist in mich gefahren,
Und hat ein Bangen ausgelöst.....
Ich habe jedesmal vorm Schlafengehn
Zu dir emporgefleht:
„Sieh Vater, so es dir gefällt,
Ich gehe fort von dieser Welt,
Und Sterben ist mir Gnade!"
So wankten meine Tage abwärtshin
Und fielen regentropfengleich in unbekanntes Meer.
Doch Tod kam nicht, und was da wuchs war Qual,
Nicht einmal Not, nicht einmal Drang....
O Herr, ich finde keine Worte mehr,
Und sag nun jedesmal vorm Schlafen her
Dies eine kleine Wort, so tränengroß
Und ohnmachtsschwer:
„Hilf mir!"

SCHMERZLICHE STUNDE.

Warum, mein Gott muß ich Dich stets als Ding erfassen,
Das unter andre Dinge fiel und sterben mußte.
Das war Dein Tod, daß ein Legionenschrei dich horchbereit fand.
Da warst Du jener, der vom öden Himmel tröstend tiefging.
Weil ihm Erbarmen leidverwirrte.
Der Brudertraum trieb dich zur Erde,
Dich Pilger, der statt Auserwählte Hürden fand! —
Vordem hat alles Kind in mir in Deine Dunkelheit
Prangende Augenblicke gebettet,
Von denen jeder wie kristallnes Sterngeschenk die Nacht durchbrauste
Und all mein Tun war wie ein Atemhauch von dir.
Ich wollte dich nicht, tiefster Bruder, unter Vielen wissen,
Nur in mir oder über uns als Unerkanntes,
Das, nieerschaut, dem leicht zur Trägheit hingeneigtem Leben Sturmkraft gibt.
Da brach dein Name abgenützt aus jedem Mund,
Und es geschah, daß, wo ein Gleichnis kam,
Du als verfehlter Anfang wiederklangst.
Da fand das Größte sich im Kleinsten nimmer
Und Herde sang sich wüst,
Doch Kind und du beweinten diese Trennung
Wie einen allzufrühen Muttertod......

René Schickele / Rede vor Mitternacht

Punkt halb zwölf Uhr nachts erhebt sich ein Mensch und sagt, daß er die Gesellschaft famos im Zug finde. Es gehe wie der Teufel. Gott und die himmlischen Heerscharen samt ihren irdischen Vertretern hätten endlich Verstand angenommen. Auf der ganzen Erde gebe es nichts Vernünftigeres als gerade sie, und sie blieben auch im Schwung keineswegs hinter irgendwem zurück. Den heiligen Schauer lösen nur noch Militärmusiken aus. Mit Recht: sie allein seien noch ernst zu nehmen. Die Kathedralen mit ihrem ganzen Personal gehörten in die Oper. Hübsche Angelegenheit, die Oper, aber nicht sehr wichtig.

Er, ein Mensch, wundere sich auch nicht mehr über die Fähigkeit, ja die Freude, mit der die verehrten Anwesenden und ihresgleichen so viel Qual ertrügen, wäre es auch nur durch ihre außerordentliche Selbstverachtung. Die Zeitgenossen machten zwar insgesamt den Eindruck von Hunden, die unter Peitschenhieben den Freudentanz aufführten, aber sie hier hätten immerhin den choreographisch leichteren Teil auszuführen. Und, bitte, keine Sorge wegen der Zukunft! Habe die kompakte Schlächterei einmal ein Ende, so würden tausend Pfaffen aller Art schon da sein und die Peitschen schwingen, alte wie neumodische, und sie würden der Nachfrage nicht genügen.

Er glaube, die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu verdienen. Überdies spreche er mit der Höflichkeit des Verzweifelten. Er wolle nur so viel sagen, daß wir mit der Maschine besser hätten umgehen und unsere Seele hätten salvieren sollen. Statt dessen habe die unsterbliche Seele sich der Maschine angepaßt, habe sich nach ihr geformt, indem sie ihre Bewegungen mitgemacht habe. Unsere Bemühungen seien von Erfolg gekrönt gewesen. Bald hätte man mit Recht vom Atem der Maschine gesprochen und vom Motor unseres Körpers. Wir waren Dynamos, die dachten. Wir produzierten Intelligenz, Herz, Tod und Leben. Die Maschine schien uns zu dienen, indem wir sie bedienten. Und dieses Geben und Nehmen überkreuz und der herrische Luftzug um uns verführte uns, er führte uns immer weiter, viel weiter als wir gedacht hatten. Immer neue Träume entstiegen der metallnen Quelle, und kaum geboren, funkelten sie schon in den Gelenken und entbanden das gemeinsame Werk. Wild und beherrscht entführten sie uns in einem Taumel süßen, ganz hellen Größenwahns.

Es genügte uns nicht. Leider konnte es uns anscheinend auf die Dauer nicht genügen. Wir schwebten — darauf legten die Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten immer eindringlicher den Finger — wir schwebten in der wahrhaft entsetzlichen Gefahr, in Hysterie und in Schlemmerei zu versumpfen.

Es gab eine Unzahl Menschen, die, zumal in den Ferien, nicht mehr wußten, wohin mit sich. Andre lebten wie die Tiere und hatten die von erleuchteten Vorfahren so gut verfaßten Gebete bis auf den Wortlaut vergessen. Große Parteien hatten sich gebildet, die Gott sowohl wie dem Staatsoberhaupt die Achtung versagten. Es mußte etwas für unsere Seele geschehen, die als irgendwie noch vorhanden anzunehmen, nach Aussagen der Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten zwingende Gründe vorlagen. Man sprach viel und sprach solange von der Seele, bis viele es mit einer tobsüchtigen Begierde nach dem Zauberding bekamen. Die Menschheit sollte, die Menschheit mußte in Marsch gesetzt werden zum Paradies. Dies ging umso leichter, als es, wie für das gesamte Leben dieser Zeit, auch dafür nur eines Fingerdrucks bedurfte, um den Automat anzutreiben.

Ich übergehe, daß gleichzeitig niedriger Gesinnte sich für die während des Marsches nach bekannten Gesetzen zu erwartende Umlagerung des Besitzes fleißig einrichteten. Ich übergehe die kindliche Grausamkeit, den Nackenschauer, den die geborenen Glücksjäger herbeiriefen. Ehrgeiz, Hochmut, Neid und nie verjährten Haß, die alle mit im Spiel waren.

Erinnert Ihr Euch an den September 1914? Damals war der Krieg, so wie er gemeint war und wie er begonnen hatte, beendet. Er lag der Länge nach auf der Nase. Da warf die Angst, die tolle Lebensangst uns auf uns selbst zurück, wir besannen uns auf uns. Da half uns, was wir in Wahrheit noch immer waren, indem wir es im Größten und bis ins Allerletzte wurden. Die Maschine! Die Seele hätte uns nicht versprechen können, daß wir siegten, sie hätte uns nur retten können. Hätte uns das geholfen? Nein, denn wir wollten siegen.

Wir stellten uns unter den Schutz eines Gottes, wie wir ihn brauchten, und statteten ihn, so schickt es sich für einen Gott, mit diktatorischer Gewalt aus. Wissenschaft hieß der Vater, Entmenschung der Sohn, der heilige Geist der Pflicht beschattete die Völker. Logik hießen ihn die Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten, das gemeine Volk erkannte in ihm den „gesunden Menschenverstand", seinen alten Schmeichler, und jetzt schmückte ihn der Sonnenstrahl aus der fernen Religionsstunde, in ihm lebte ein Nachhall wie vom Kirchengewölbe am Tag der Konfirmation. Organisation hieß die Kirche. Sie sorgte dafür, daß nicht in einen Nachbar plötzlich der Gott fahre und er ausbrechend Verwirrung stifte.

Eine neue Religion wird nicht aus der Kanone geschossen, und so war auch unsre Religion gar nicht neu wie sie aussah, aber dafür blühte ihr — so drückten die heiligen Franziskusse und heiligen Theresen der Staatsraison sich aus — blühte ihr eine Bluttaufe und ein Matyrium, wie sie so brennend und in jeglicher Weise furchtbar noch nie gesehen worden war.

Gibt es etwas Logischeres, als den Bau einer Maschine?

Gibt es etwas Vernünftigeres, als die Arbeit einer Maschine?

Stecke die Hand in ihr Getriebe und du wirst erkennen, wie recht die Maschine mit ihrem Recht hat.

Mit derselben Logik kam es zum Krieg, mußte es, wie ihr sagt, zum Krieg kommen, mußte: Ihr ahnt gar nicht, wie Recht Ihr habt.

Die Aufteilung der Welt war unvernünftig. Ihr habt tausendmal recht. Wenn der Krieg erst einmal da ist, bleibt vernünftigerweise nichts Besseres zu tun, als durchzuhalten, als zu siegen, was bedeuten soll: den größtmöglichen Gewinn, irgendeinen Gewinn aus dem Bankerott auf die Seite schaffen. Was könnte wohl, da sie ihr Ende nahe sieht, die Vernunft des Ertrinkenden dagegen einzuwenden haben, daß der Gegner mit in die Tiefe gerissen werde? Etwa, daß er allein nicht weniger und nicht mehr ersaufe als in Gesellschaft? Eure Vernunft, die Euch glücklich bis vor diese Frage geführt hat, wird nicht im letzten Augenblick Selbstmord begehen und vor der Unvernunft des Gegners kapitulieren.

Eure Vernunft ist ein Kavalier und die Unvernunft des Gegners sein durchaus standesgemäßer Doppelgänger.

Statt die Maschinen wie die Haustiere zu halten, die früher Pflug und Wagen gezogen hatten und an irgendeiner Deichsel gegangen waren, wodurch Ihr nicht nur Menschen geblieben, sondern erleichtert, befreit, menschlich gewachsen wäret, statt die Herren Eurer Geschöpfe zu sein, erhobt Ihr sie über Euch und machtet sie zu Eurem schöneren Ebenbild, Ihr dämonisiertet sie, Ihr machtet sie zu Eurem Götzen. Alle Götzen sind Kriegsgötter. Sie leben von Blutopfern und sind den Menschen feind. Im Götzen frißt der Mensch sich selber auf.

Aber, sagte der Mensch und erhob die Stimme, die ruhig blieb, in jener Bluttaufe wird die waffenstrotzende Dreifaltigkeit ersäufen. Dieses Martyrium wird insgesamt und im Ernst die Religion des aufgeklärten Kannibalismus so tief in die Knie zwingen, daß sie erstickt. Und mit ihr wird eine gute Hälfte der Menschheit an der Überproduktion von Vernünftigkeit zugrunde gehen. Die andre Hälfte wird nicht mehr leben können vor lauter Konsequenz, und eines Tages wird man aus rasendem Verlangen nach der Unvernunft die hervorragenden Maschinenmeister und die andern Aufgeklärtesten unter den Aufgeklärten in die Maschinen werfen und alles zerschlagen, was einer Maschine ähnlich sieht, um darauf in seinem Taumel der Befreiung Obstbäume oder eine echte Schildkröte anzubeten.

Irgendeine verlauste Nachtigall wird Wunder wirken, indem sie die alten Lieder vom Himmel und Hölle anstimmt.

Gute Nacht. Ich wünsche Euch einen guten Schlaf und einen sanften Tod."

Karl Lorenz / Gedichte

DER KRÜPPEL

O, das: Ichweißmichdochnochnicht in einmal rot für
mich hinausgestelltes Bett zu legen;
Vor fremden Augen grast mein Blut an langen Türen;
Die Straßenbahnen jauchzen auf an dem Michleismitrotemspeichel an die Stirne rühren;
Und das, . . . Ich steh in futterleerem Bett beglänzt
von zu mir taumelhingestreckten Schlägen, . . .
Und ewig laß ich mich von grauem Hunde führen!

Und das, . . . Ich stell mich rot in das Anmirvorüberhoffen;
Die Damen prickeln sich in rot von Lampen hergestrecktem Fluchzerbrechen;
Mir taumeln Gärten vor der Stirn und Lanzen, . . .
Mir taumeln in den Wangen blutzerstocht unendlich schreibedeckte Bruderflächen;
Die Lampen wehn und Straßenbahnen halten die Gebärden offen;
Und ewig immer das Zumir, das ewigzumirstreichelnde Versprechen!

Und das, . . . Ich suche mich in meinem Fluchblut restlos aufzuschlagen;
Die Lampen gießen Licht langsam vor mir entlang im Straßegaumen;
Stadtbahnen jauchzen im Gelächter auf vor rotem Gaumen;
Und ewig das Nurflüsterinmichtunvormeinenfragen?
Und ewig dies fürmichgewiegelte: Allein? Und immer dies Allein für mich im Du-entfernten hastgewiegelt rotem Gaumen?

Und das, . . . Ich steh; mein Hund kniet still in meine Sehnsucht hingekauert;
Und die einanderzugetränkten Flüster und Gespräche
Taumeln an mir entlang, gaumen in rotvormichhinausgestreckter Fläche;
Und ist denn ewig diese Nacht vor mir wie dunkler Siegel Traum vermauert?
Und wenn ich nun in mir vor meiner Sehnsucht plötzlich niederbreche?

Und wenn, . . . Ich taumele im Blutrausch meiner ungeheuren Stirne endlos nach ungeheurem Du zusammen!
Und das, . . . Hab ich denn nicht mein Blut in Schützengräben hingebettet?
Und hab ich nicht das Vormir: Taumeln, Gaumen, Das? Und hab ich diesem Dunstkranz nicht blutend das Leben und Gebein gerettet?
Ich richte mich empor in mir vor ratlosrötlichem Verdammen!
Und alles Licht kreist über mir, endlos, . . . und, Eure Seelen hab ich mitgerettet!

Und, . . . Ich betrachte mich in meinem Wimmern;
Mein Hund kniet still an mir emporgekauert,
Mein Atmen rieselt still von meiner Sehnsucht angelauert,
Und ewig diese Ahnungen, nur ahnendes Getränk vor roter Stirne Flimmern;
Und ewig das Vongleichenleidenangedauert!



Schmidt-Rottluff: Männlicher Kopf

Und das, . . . Ich hebe mich auf meinem Einbein in die Höhe;
Gelächter streift mich aus den Straßenbahnen,
Und das Nurewiganmirummichhin: Flüstern von schönen Mädchen ahnen;
Und nur mein Hund kämpft still vor mir in gleicher Nähe;
Und das Gelächter nur von roten Straßenbahnen!

DER FRIERENDE

Glut-Opfer, glüheschwarz; die Sterne gehn in weißen Mänteln auf der grünen Mondterrasse!
Ich blühe um in meinen schweren, opferbewegten, rotinsichaufgehölten Händen!
Und, immer das: urglase-roter Schein? Immer das Du, blutopferklageschwer raunend von wilden Wänden?
Ich wiege, schal, ich wachse im Tumultarm brauner Gasse
Langsam in mir; langsam entlang am braunen Klopfe-Tor glüh-Turm-entsagter Wände!

Und, einmal hatt ich Heimat, einmal ein warmes Haus! Einmal war meine Heimat: Sonnenbitte!
Im Frühling ging mein Herz flüsternd vor roten Sonne-Träumen!
Im Frühling hing mein Hauch: einzige Ton-Sirene, klopfend vor wiegen Sterne-Räumen!
So arm? Und alles nun so leer? So einsam schwerer Geist, klagegeschwenkt? So kahl im großen Leere-Raum entleerter Hütten?
Das Weinen roter Sterne wiegt vor kahlen Bäumen!

Mondhände gehn mit kalter Schwere in den Wänden!
Ich neige ein; ich wiege: warmzuwerden!
Und das: Wie klopft in mir nach warmen Erden
Immer der große Mond mit weißen Händen?
Immer der arme Mond im Segnungsrampen meiner Du-Gebärden?

Ich geh; die Sterne spülen in mein Haar die leeren Tropfen!
So leer und Leere heiß in allen Händen?
Dustützende Gelächter weiden mich an von allen Wänden!
Und das: Wie geht in mir immer das namenlose Klopfen?
Immer das Klopfen: Erde heiß nach meinen Händen?
Ich, bin! Der Mond sucht mich mit leisem Hauch zu trösten!
Der Mond legt warme Hand in meine Wangen?
Und das: Wie spielt der Mond auf meinen Wangen?
Und das: Wie bin ich immer noch zu trösten?
Wie bin ich immer noch einzig der gute Schwan träumend im Fahne-Du-Verlangen?

Ich sinke in den letzten Trost-Raum meiner letzten Wärme!
Der Mond taucht schwarz in meine Stirn-Gebärde!
Und immer das: Es wird schon gute Erde?
Ich löse auf; ich schwanke um im letzten, leisen klimmenden Tropfen meiner Wärme!
Und, noch?! Es wird schon einmal gute warme Erde!!

GANG DURCH DIE STRASSE

Dich-lösche: Du-Fontäne-Strahl; wir zweigen: Du-Lächeln-rote Fahne-Stangen
Auf in den rot unszugelöschten, schwingenden Glas-Gebärden!
Und, wird das alles: grünlächelnder Gesang leuchte-bewegter Lampione werden?
Du glühst im Vormir-Hersturm knüpfendrötlicher Verlangen!
Du? Du!! Und alles, das? Alles so kleine schmiegende Glimme-Erden?

Die Bahn? Das Haus? Die schwebe-schwanke-roten lächelnden Lichte-Lampen?
Wir wehn; vorwärts vor uns; Gedanken graben, weiß, lächelnd auf unsern Wangen-Gassen!
Und, immer noch das Licht: Du-raune-warm, lächelnd auf kleinen Narbe-Tassen?
Ich schau; wir biegen vor; die Bahn schlüpft warm blühe vor sich vorauf, warm in den weißen Mäntel-Taschen blauer Lampen!
Und, immer, immer noch: Leuchtend das Licht urtrabe-groß fahrend auf schmiegen Schlitten-Gassen?

Wir blühn: wir wachsen namenlos in punktgenaue, lächelnde Fahnenhöhe!
Die Bahn schlüpft: warmes Seide-Tier, lächelnd vor unsern Händen;
Die Bahn, Du! Horch! Die Bahn wirft tausend-blaue Augen schlürfend nach allen Wänden!!
Bahn-Augen wehn, schmiegend vor uns gesenkt, glühend in unsre Nähe!
Und das? Wolln wir, schweigend uns abtun hier; schweigend uns hin in weiße Straße wenden?

Ich stauche, steh; Du blühst im Träumen meiner Augen-Nester;
So türme-launend: Träume-Du? So Glühe-Aufgang, glühe-weiter?
Die Bahn schwingt sich im grünen Atme-Rauschen weißer Leiter
Langsam nach vor; leis an die gute, lächelnde Ankunfts-Schwester!

Und, das? Das alles Nochmals: Widerschein; und, immer noch, Lächeln vor Lampen-Groß, immer das große Schweigen-Weiter?

Wir drehn; die Bahn wirft uns die letzten Hände, lächelnd wie roterglühte Grüße
Heiß in die abkehrwogewarme Stirne;
Ich hauche: Amen weich in Deine Stirne!
Und, das? Wie blüht und blüht das Licht? Wie Traum sind Träume auf vor Häuser-Füßen?
Du glühst die große, lächelnde Lampe Deiner Stirne

Heiß in die Abfuhr-Boote meiner Wangen; wir heben, sind: Lächeln im weißen Polster-Wagen unsrer Träume!
Du? Du!! Die Bahn!! Weiß an uns klettern weiße Schlangen!
Weiß? Du?! Kein Abkehr-Traum, kein plötzlich abwärtswebendes Verlangen?
Wir sprudeln: sprühe rothinauf; wir wiegen uns: lächelnd im Röte-Atme-Hauch, lächelnd im großen Vorunskreisen weißer Bäume!
Und immer die Gefahre-lösch, laugende Du-Trompete, lächelnd im Fahre-Träumen Deiner Wangen?

Ich schäume, Du!! Die weiße Angst kniet mit gefaltet, emsig unsangekehrten roten, lächelnden Händen
Heißan nach unsgewiegten beugenden Stirne-Wagen!
Und, willst Du warm? Tief in Dir niedergehn, immer vor meinen Fragen?
Gedanken schrein rot im Gelächter-Angesicht bewegter Wände!
Und, soll uns aller Straße-Wagen-Baum heiß mit den rot insichhinaufgeholten Händen schlagen?

Ich schüttle: Du?! . . . Bist Du, einzig die kleine Schlaf-Nacht emsig im kleinen Sattelwiegen weißer Träume?
Ich zerre: Du, Du, Du! Ich heb; ich malme, kröte meine Hände
Heiß in die Säume: Deiner mir glanzkraftzugeströmten lächelnden Wiege-Hände!
Und, endlich: Du-zumir? Plötzlich miransturmgroßes Wagen? Ich schlürfe, Du?! Wir knien, aufwärts in uns; wir blühn voran; leis laicht das Lächeln im Geburt-Saum weißer Bäume
Unsvor! . . . Du? Du!! Wir sprenkeln auf; wir schmiegen: atme-groß, lächelnd an weiche Wände!

Und das? Wie geht nun stille Bahn leuchtend mit auge-großen Blicken
Hin durch die warmen Nebel-Wachen roter Straße?

So warm? . . . Wir blühn im Du anunsemporgefaßten lächelnden Schweige-Fassen!
Und, alles warm? . . . Du-Ströme, atme-groß? Warm Haus an Haus? Weich Baum-in-rote-Straße-Blicken?
Wir schweben: träume-groß: Warm-seihe-Land: schmelzend in weiche Nebengasse!

DER ROTE REIGEN

Du-Opfer: Schatten-Springe-Glut; ich wiege vor den Lichter-Helmen Deiner Stirne-Geigen
Leise die flimmernde Laterne meiner Hände!
So Glut? ! Wie schaust Du traurig, glimme-fern? Wie ankerst Du die roten Dochte-Siele Deiner Stirne traum-müde hin vor warme Anker-Flechten meiner Hände? !
Ich dreh; ich pflücke roten Blühe-Hauch warm aus den Opfer - Riesel - Siedelungen Deines Schweigens!
Und, immer: glühe-auf? Und nie mehr flamme-rot: blühe-gewogter Wagen? ! Nie glimme-flatternde Geselle-Tränke, warm in die Regen-Bogen-Wiegelungen weicher Wände?

So dunkler Wogen-Schwank? So riesel-staubend, stille-weh? So immer Schwäne-Weh, wiegend in rotem Stirne-Tale?
Ich schau warm in die roten: stich-flamme-indir-hingesenkten schwiele-bedrängten Segel-Brüste!
Du hebst: Ur-Ranke (in Dir träume-rot) warm Deine Blühe-Augen, warm Deine roten Lid-Haar-Polster, warm Deine roten Auge-Boote: weich in die Schilfe-Stangen: weich in die Segel-Fahne-Ufer Deiner Brüste!
Ich spiegele mich: weine-weh, warm in den weichen, mir-zu-gestreckten roten: wiegelnden Glut-Spiralen
Und, nirgend: Wärme, Du? ! Nirgend mehr: Glühe? ! Nirgend die roten Ruder-Boote warmer Küste?

Du zweigst die Flamme-Fahnen! Du zweigst die Springe-Glut-Spirale! Du zweigst die Lampen-Häuser Deiner Hände
Warm auf aus Deinen Hüfte-Hüllen! Du lenkst die weichen wiegenden Nägel-Boote blauseiden hinflimmernd auf in meine Wangen! !
Du? ! Du! ! Und, hast Du nie mehr Bang? Nie mehr so große blühende Angst? Nie mehr so großen Fürchte-Traum? Du? ! Nie mehr das große angstindiraufgestrebte: bang, wage-abgestellte Kriechen in Dir vor großem Angste-Drangen?
Du?! Du!! Du glühst warm in Dir vor! Du glühst, warm an nach mir! Du, glühst: warm in den Schatten-Ringen weicher Wände

(Leise Spirale!) Weich in die großen :Wohn-auge-
nach - Dir - hingestellten wiegenden Blühe-
Wangen!

So, Ankunft:anker-reich?! So anker-taue, wiege-rot?
So an nach mir:wiegend mit tausend Netzen?!
Ich schaue:roter Anker-Schwarm warm um die Glühe-
Ausfuhr - Boote, weich in die tiefen : Spiegel-
Gebärden Deiner Brust-Spirale!
So : Auge-Hof?! So:An-mir-Boote :Wiege-Schale?!
So : inmir : Tiefe-schon : wiegende Glut-Geburt?
Wiegend nach Klopfe-Augen-rotem Mahle?!
Du hebst, Du wiegst!! Du klopfst den roten Fleisch-
Turm bang in roten Sätzen
Tief in mein:Ader-dir-gebeugtes:flimmerndes Horche-
Raunen weicher Schale!!

So, nun?! Du hängst:Flamme-indir-gesenkt:rot in
den Ufer-Stufen meiner weißen Arme!
Dein Fleisch trinkt weich! Dein Fleisch trinkt warm
auf aus den Küsten meiner Glut-Spirale!

Du : inmir : Tur : anmirgeschwenkt? So Taube-Flug,
Flamme vor rotem Mahle?
Du hebst Dich : flamme-blüher Kahn, heiß in die
Feste-Wiegelungen meiner Arme!
Und, immer:Flamme-wiege-zu? Und, immer:Schlürfe-
Klang? Immer:bewegte Fahrt:Fahne vor weißer
Schale?

Du?! Du!! Du bist der kleine grüne Traum! Du
bist das kleine grüne Wachsen! Du bist das
rote dämmernde Wolkenheben meiner Träume!!
So ganz?! Du bist das kleine früh-rote Spielen
meiner Hände!!
Ich?! Du!! Ich, wiege : Du!! Licht peitscht im
roten Gaume-Reifen weicher Wände!!
Stern kniet vor uns, . . immer, immer: Du!! Stern
wächst aus unserm Schoß in wilde Bäume!
Du! Du!! Bist das große Wachsen!! Du!!! bist
das grüne Träumen! Du! bist die große Segel-
Fahne meiner Hände!

Erna Gerlach / Michael

Das weiche Ungefähr dämmernden Wintermorgen-Lichtes gab den Raum in Grau. Michael, der vierzig Stunden geschlafen, hinabgestürzt in bodenloses, traumschweres Sein, erwachte von dem gleichmäßig tröpfelnden Geräusch des Regens. Seine weitaufgerissenen Augen lagen da wie klare Bergseen, kalt und morgenfrisch, still, wartend. Michael hob die Hand, sah das Gelenk vom Morgengrauen umkettet, wendete den Kopf und trat bewußt in den Raum zurück, den sein Schlaf fast zwei Tage verlassen. Quer über dem Tisch, in der Mitte des Zimmers, lag seine Peitsche, der betreßte knopfbesetzte Rock des Droschkenkutschers lag zerknüllt, ein fragliches Etwas neben einem Stuhl, einer der Ärmel, in der Mitte verdreht, streckte sich weit ab. Michael reckte sich auf, ganz kurz, scharf verneigend. Der Duft von Apfelsinen kam aus dem Schrank zum Fußende des Bettes. Ein Hungergefühl stieg aus dem Magen in Michaels Bewußtsein hinauf. Er warf die Decke zurück, ging an den Schrank und holte sich einige der goldenen Früchte heraus, die er hastig, die Schale herunterreißend, verschlang. Die Safttropfen rieselten an seinen Fingern entlang und fielen zu Boden. Als der erste Hunger gestillt war, blieb Michael, der beim Essen unbekleidet im Zimmer auf und abgegangen war, stehen. Grübelnde Falten furchten sein Gesicht. Irgendwo lagen sie, gestern, Gedanken, Taten, die keinen Weg in das Heute fanden. Michael ließ die schweren Augenlider herunterklappen, wartete. Dunkel war seine Seele. Wie ein endloser Korridor fühlte es Michael, aber nirgends mündete eine Tür, die ihn einließ zum Schauen. Bis plötzlich, war es der Tag, der Laute hineinwarf in sein Warten. Laute, die Verbindungen schufen, ein Licht leuchtete. Schwindelnd drehte sich das Licht auf gewundenen Treppen. Zuckende Hände liefen in Antworten zusammen, Gesichter näherten sich, füllten den dunkeln Raum der Vorstellungen, Gesichter, Glieder schoben sich durcheinander, hingen eingehakt im Verstehen. Michael öffnete die Augen, schlug mit den Händen flach in die Luft, wie ein Knabe, der übermütig auf einen glänzenden Wasserspiegel schlägt. Die Rache. Er hob seinen Blick vom Boden auf und knallte mit der Peitsche. Der klatschende Ton sprang fremd und unverständlich in den Apfelsinenduft, den Michael wollüstig einatmend genoß. „Ich will zu Mathilde gehen.“ sagte Michael laut, vor seinem Bett stehend, und drängte mit seiner frischen Stimme Gesichter zurück, die sich vor Mathildes Bild schoben. „Hier bin ich.“ sagte Michael lachend und hob den Droschkenkutscherrock vom Boden auf. Er schlenkerte ihn hin und her und gab ihm Prügel, wie einem unnützen Kinde.

Das verschwimmende Winterlicht, das endlos gestreut nach Auflösung rief, lag noch am Mittag im

Zimmer. Michael war noch immer nicht ganz angekleidet. In dem kleinen Kanonenofen flackerte ein Feuer, leise knackend und sehr wärmend. Michael warf von Zeit zu Zeit Buchenscheite hinein, er benutzte niemals Kohlen, sondern immer Holz. Er saß vor dem Schreibtisch und kramte in Papieren und Aufzeichnungen über seine letzte Tätigkeit. Michael rechnete die Tage und Wochen zusammen und kam zu dem Schluß, daß er zwei Monate nicht bei Mathilde gewesen war. Michael besaß keinen Kalender, er konnte nur nach Erlebnissen rechnen. „Vielleicht sind es auch drei." sagte er seufzend und schob die Papiere hin und her. „Es ist schwer, sich zu besinnen. Ich will nun arbeiten." sagte er und sprach zu sich selbst mit der Natürlichkeit des Einsamen, dessen Ich gezweit ist in Frage und Antwort. „Nein." sagte er nach einer ganzen Weile, eine Frage schien gestellt worden zu sein. „Nein, das ist auch nicht alles, aber immerhin viel, sehr viel. Ich muß arbeiten." Der Duft von kochendem Kakao zog durch das Zimmer. Michael hatte sich einen warmen Trank bereitet, aber er vergaß, ihn zu trinken, und der Kakao kochte weiter, schmurgelte weiter zu einer dicklichen Masse auf dem Boden des Topfes, bis es einen brandigen Geruch gab. Michael zog sich endlich an mit jener Gleichgültigkeit, die Menschen eigen ist, die nicht wissen, daß Linien der Kleider verraten können. Er hatte seine Frau und seine Kinder längst wieder vergessen. Mathilde, nun ja, das war eine Frau, die ihm einmal begegnet war im Leben, die er besessen, die von ihm verlangte, als das erste Kind geboren werden sollte, daß ihre Ehre legitimiert würde vor der Welt. Alles dies hatte Michael getan, gleichsam im Vorbeigehen, denn er hatte keine Zeit gehabt, sich aufzuhalten, sein großes Werk wartete. In den Schränken häuften sich die Manuskripte. Er zog jetzt auf gut Glück eins heraus. „Ephraim" stand mit dicken Buchstaben darauf. Ja, das war noch aus jener Zeit, als Michael Marqueur in Ephraims Kaffeehaus war. Michael glättete eine Ecke und dachte an die Menschen, denen er dort begegnet war. Lebten Männer dort? Nein. Männer spielten dort nur, machten Zwischenstationen. Frauen? Er sah von ihnen allen heute nur noch ihre nackten Schultern, die sich seltsam bewegten, messerscharfe Wahrheiten verrieten. Sie bewegten sich in Variationen, völlig entschleiert, immer offenen Scenen, aber der Sinn blieb völlig fruchtlos. Vieleicht verrieten ihre nackten Kehlen mehr, die hintenübergebogen, den Kognak herunterlaufen ließen. Lebten Frauen dort? Es war nicht zu sagen. Auch diejenigen nicht, die nur kamen aus Neugier, Spaßes halber, sie hielten die Schultern still unter verratenden Spitzentüchern, tranken, den Oberkörper vorgeneigt, vorsichtig, nippend, aber ihre Hände gestemmt gegen die Marmortischchen, warteten nur. Das Licht in ihren Augen erlosch, wenn sie aufstanden, kalte Abwehr im Gesicht, sich selbst mit einer kleinen Ärgerlichkeit den Mantel um die Schultern warfen, ohne sich nach ihren Begleitern umzusehen, hinausschritten zu ihren Wagen, die sie dorthin brachten, wo das Wort „Nachtleben" und „Kaffeehaus" einen Klang gewann, der das wohl temperierte Leben der Bürgerlichen abschreckte. „Aber es muß doch einen Sinn haben." sagte Michael. „Welcher Aufwand an Menschenkraft, an Licht, Räumen, Speisen, Getränken, Musik. Und alles nur für ein Zwischenleben und Zuschauerleben?" — Michael legte das Manuskript „Ephraim" wieder in den Schrank, drehte den Schlüssel herum und entschloß sich endlich, seine Gedanken herumschleudernd, doch zu Mathilde zu gehen. — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie empfing ihn mit der Mißachtung, oder war es ein Mißtrauen, das ein Mensch hat, der einen anderen arbeiten sieht, aber arbeiten, ohne daß ein fertiges Werk, das standhalten kann, vor der Kritik der Menschen, sein Tun krönt. Sie fand keinen Vorwurf für dies alles. Ein spärlicher, letzter Rest Hingabe an den Mann, der der Vater ihrer beiden Kinder war, drängte sie zurück. Mathilde bewohnte eine nette Vierzimmerwohnung, groß, geräumig, die aber nach Westen und Norden lag, und in die sich nur verspätet, am Abend mühsam einige Sonnenstrahlen zwängten. Alles in diesen Zimmern redete von Ordnung und Sauberkeit, alles in einem Maße, das peinlich wirkte und Kälte hinterließ. Der blankgebohnte Fußboden warnte energisch, und die weißen, vielfach säuberlich gestopften Gardinen hingen so gerade und steif vor den Fenstern, jedes Stück Möbel reckte sich noch einmal im beklemmenden Bewußtsein seiner Nützlichkeit. Der Duft von Seife, Terpentin und Öl lagerte darüber, aufdringlich. Nirgends lächelte eine Blume, die Blattgewächse, deren Blätter staubfrei im frischlackierten Grün da standen, blütenlos, langweilten sich. Für Michael blieb es zu jeder Zeit unverständlich, daß kein Duft in dem Zimmer lag, der geheimnisvoll flüstern konnte und Träume auf zuckende Nerven legte. In seinem eigenen Heim lag immer der Duft von frischem Obst und Blumen, die zwar oft etwas welk, aber desto süßer dufteten. In all diesen Duft ergossen sich die Wohlgerüche guter Seifen, Salben und Wasser, die ihm zur Körperpflege unerläßlich notwendig schienen. Michael sprach jetzt davon, in einer leichten Müdigkeit vorausfühlend, daß es wie immer vergeblich sei. Der Duft der rosa Nelken, die er mitgebracht hatte, irrte zwischen seinen Worten und wagte sich nicht um die abweisende



Felixmüller: Paar

Frau und ihre fatale Ordnung zu schleichen. Michael behielt die Nelken beim Sprechen in der Hand, so, als fühle er die Tragik dieser Blumen, die nicht hierher gehörten. Mathilde saß ihm gegenüber in einem Stuhl, ohne sich an die Lehne zu drücken und betrachtete mit stiller unverständlicher Miene Michaels rechte Hand, die leise, liebevoll immer wieder über die Köpfe der Blumen glitt, anklagend. „Arbeitest du jetzt, Michael?“ Sie fragte immer so mit sorgender, bekümmerter Miene. Michael erriet ihre Gedanken. „Brauchst du Geld, Mathilde?“ fragte er mit erkaltender Stimme. Seine streichelnde Hand sank von den Blumen herab. „Nein“, sagte Mathilde, und niedergezwungene Erregung und Scham ließen ihr blasses Gesicht noch farbloser und ohne jeden Ausdruck erscheinen. „Auf der Bank ist noch genug.“ Sie sagte das mit offener Bitterkeit. Das Geld auf der Bank hatte Stefan, oder Leonhardt, vielleicht war es auch Lukas oder Jakobus, überweisen lassen. Mathilde schwieg. Michael sprach niemals selbst von seinem Leben, und sie schämte sich, nach seiner letzten Zeit zu fragen, wo er sein Leben als Droschkenkutscher führte. So ausgefallen war seine Idee, so vollkommen irrsinnig, für das kleine, bürgerliche Hirn dieser Frau. Gab es keinen anderen Weg für einen Mann wie den ihren, der alle Examen mit „Gut“ bestanden und dem Intelligenz und geistige Bewegungsmöglichkeit zu großen Aufgaben berechnet schien? — — — — — — — — — — — —

Michael trank bei Mathilde Kaffee. Sie störte ihn alle Augenblick hoch mit Hausfrauenfragen. „Willst du lieber heiße Milch?“ „Ist der Kaffee auch stark genug?“ „Hast du Zucker?“ „Magst du auch ungesalzene Butter?“ „Ist dir die Orangemarmelade süß genug?“ „Einen Likör habe ich nicht, nein. Willst du eine Zigarette?“ Sie holte ein kleines Schächtelchen, eigens für ihn gekauft und seit Wochen aufgehoben, weil er das letzte Mal vergebens danach gefragt. „Ist es dir warm genug im Zimmer, ich lege nach“, und sie stockerte und lärmte am Ofen herum, und, weil einige Kohlen vorbei gefallen waren, ging sie hinaus, holte ein Wischtuch und wischte den Staub vor dem Ofen auf. Michael betrachtete sie schweigend. Die Worte Christi klangen in ihm nach „Martha, Martha, du machst dir viel Sorge“. Die Kinder kamen herein von einem Spaziergang heimkehrend. Sie bewegten sich mit der stillen Ruhe von Menschen, die gelernt haben, immer auf sich zu achten. Michael, der ihnen eine Tüte, gefüllt mit gebrannten Mandeln, mitgebracht hatte, zog sie zu sich heran. Sie lächelten, dankten, aber öffneten die Tüte nicht. Michael riß sie ihnen heftig aus den Händen und schüttelte den Inhalt der Tüte auf den Tisch, sodaß einzelne der Mandelkerne über die Kante herunterpurzelten. Der Älteste der Knaben hob sie auf. „Kann man die noch essen, Mutter?!“ und eine ängstliche Gier zitterte plötzlich über das Kinderantlitz. Der schien nicht gewohnt zu sein an viel Süßigkeiten und bedauerte es. Michael wandte sich gequält ab. „Holt eure Schulhefte“ sagte Mathilde, „zeigt sie eurem Vater.“ Aber Michael hob abwehrend die Hand. Er interessierte sich nicht sonderlich für die Erfolge seiner Kinder in der Schule. Mathilde setzte eine gekränkte Miene auf, Michael sah es, sie tat ihm unsagbar leid. Eine weiche Güte sammelte sein Gesicht zu einem Verstehen, aber ihm fehlten die Worte auszudrücken, was er wollte. Die Stunden krochen langsam dahin, schwerfällig, ohne Inhalt. Der Abend kam und Mathilde deckte den Tisch zum Nachtessen. Michael, der in der Ecke des Zimmers saß und sie beobachtete, fühlte, wie ihre Hände überall waren, unabsehbar. Ihm graute vor diesen breiten, sehr weißen, niemals rastenden Händen. „Es ist alles bereit“, sagte sie befriedigt und lud ihren Mann ungeschickt mit einer flüchtigen Gebärde zum Näherkommen ein. Michael aß. Das Essen war sorgfältig zubereitet und er ließ es sich schmecken. Mathilde selber aß fast garnicht, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie spürte einen brennenden Drang, Messer und Gabel hinzuwerfen und bitterlich zu weinen, über diese Ehe, die allen Begriffen dieser Institution Hohn sprach. Aber sie faßte sich gewaltsam. Mit zitternden Mundwinkeln sprach sie schüchtern, Michael haßte diese Art zu sprechen. Sie wußte das und wurde noch verwirrter, ihr dunkler Kopf hing schief und sentimental auf die Schulter. „Warum ist man so viel allein?“ Michaels Augen standen still. „Einsam im All, gemein mit allem“, sagte er anspruchslos und ruhig. Mit solchen Worten jagte er ohne es zu wissen, Mathilde zurück in die hinterste Kammer ihrer Gefühle, wo sie sich verkroch, anklagend und verzweifelnd. Er wartete auf eine Entgegnung; aber sie strich gleichmütig, als hätte sie nie geklagt, eine neue Schnitte Brot für ihren Mann. „Bleibst du draußen wohnen?“ fragte sie ihn plötzlich. Michaels Messer klirrte dunkel auf dem Rand des Steinguttellers. „Draußen?“ fragte er zweifelnd und hob die Schultern, als fröre ihn plötzlich. Seine helle, sonnige Zweistubenwohnung in der Vorstadt nannte seine Frau „draußen“. Sie war nie dort gewesen, wußte nichts von diesen Räumen, die Licht und Wärme festhielten. „Ja“, sagte er „ich bleibe draußen wohnen“. Er betonte es scharf, das letzte Restchen Stimmung war zerrissen. Michael ging bald nach dem Essen. In Mathildes Augen stand eine Frage „Wann kommst du wieder?“ Aber Michael ging darüber hinweg. Er wußte es auch nicht, wann er wiederkam. Der Dezemberabend war in Nebel

gehüllt. Michael schritt, die Hände tief in die Taschen vergraben, langsam die Straßen hinauf. Irgendwo war in seinem Innern etwas zusammengestürzt bei Mathildes Frage „Bleibst du draußen?“ Diese Frage war eine Kränkung, eine von jenen, die man nicht vergaß, weil sie unbeabsichtigt, gedankenlos geschah. Michael stieg an der Ecke der Straße in die Elektrische. Er hatte kein Ziel, er fuhr planlos ohne jeden festen Gedanken bis zur Endstation, stieg in eine andere Bahn, in immer neue Bahnen, fuhr stundenlang herum, gelähmt in seiner Willenskraft. Und dann, ganz plötzlich, fuhr er nach Hause. Er saß im dunklen Zimmer, aber er hatte Feuer in seinem Öfchen angezündet, und hockte mit hochgezogenen Knieen davor. Rotgelbe Flammen tanzten auf den kreuzweise geschichteten Hölzchen. Michael fuhr ab und zu mit den Händen in das Ofenloch und erneuerte den kleinen brennenden Stapel. Hinter ihm im Zimmer tickte eine Uhr, in die tiefe Stille schlug das feine Ticken der Uhr gleichmäßig und beruhigend, zählte die Stunden geduldig hinüber in die Endlosigkeit des Wartens. Neben Michael ausgestreckt lag eine große starke Bernhardinerhündin, die er vor einigen Wochen halbtot auf der Straße aufgelesen hatte, die er wochenlang in allen Zeitungen ausgeboten, ohne daß sich jemand gefunden, der der Besitzer zu sein erklärte. Michael hatte ihr den Namen Traviata gegeben, nur so, aus der Freude heraus über die wohlklingenden Stellungen der Vokale. Er hatte diese Hündin gesund gepflegt, liebte sie mit der ganzen Zärtlichkeit einer herben Knabenseele, wie einst seine Rüden in der Jugend. Traviata leckte sich die Pfoten und knurrte in leisem Behagen. Michael tätschelte ihr den Kopf, und, obwohl Michael keine besondere Arbeit vor hatte, auch keine Neigung verspürte im duftenden Erinnerungsgarten herumzuwandern, ging er nicht zu Bett. Er vergaß es ganz einfach. Es gab für ihn keine geregelte Einteilung des Tages und der Nacht. Er schlief, wenn er müde war, er aß, wenn ihn hungerte, trank, wenn ihn dürstete und machte Feuer in seinem Ofen an, wenn ihn fror und sperrte die Fenster weit auf, ließ Sonne und Wind hereinstreichen, wenn er sich erhitzte. Die bürgerlichen Maße des Lebens faßten seine Begriffe nicht mehr. In seiner vielen Einsamkeit, er besaß keine Freunde und keine Geliebte, lebte geschlechtlich fast als Asket, sprach er mit sich selbst, wohlmeinend und besorgt, dann wieder zornig und streitbar. Wenn ein Dritter zugehört hätte, hätte er glauben können, hier spräche ein Vater zu seinem Sohn. In dieser Nacht schwieg Michael. Die Uhr rief laut die Stunden aus, er wandte den Kopf und bewegte die Hände vor dem Gesicht, verneinend und abweisend. Endlich kam der Morgen, strich herauf kalt und schneidend, in der Nacht hatte es gefroren. Und als Michael endlich auf die Straße und den Garten hinabsah, bemerkte er Schnee. Michael badete lang und umständlich, der halbe vormittag ging darüber hin. Traviata saß im Badezimmer neben der Wanne und heulte in langgezogenen Klagetönen, wenn Michael sie bespritzte. Als er endlich selber fertig war, badete er die Hündin, trocknete, kämmte und bürstete sie, als gab es nichts Besseres auf der Welt, als dies. Seine Wirtin kam herein und mahnte ihn an die Miete. Er lachte, bezahlte sie mit Geldscheinen, die er zwischen seinen Papieren nach einigem Suchen fand; denn nichts in Michaels Wohnung hatte einen festen Platz. Er schloß sich ein, nachdem die Frau gegangen war und versuchte zu arbeiten. Aber er fand keine Tinte und schnitt sich mit dem Messer, als er seinen Bleistift anspitzen wollte. Als er das Blut abgewaschen hatte, hatte er seine Arbeit wieder vergessen.

Rudolf Mense / Traum der Völker

Nun weichen dunkle Wände
Von jedem Gesicht,
Nun heben alle Hände
Sich in das Licht,

Nun heben sich alle Häupter
Von Nacht noch schwer
Und Herzen Traumbetäubter
Zur Sonne her.

Denn der nächtige
Blutzuckende Schoß
Warf in das schauernde All
Glänzend und groß
Flammenmächtig
Den goldenen Ball.

Und wir alle wandeln wieder
Mit kindlicher Gebärde
Durch das leuchtende Paradies der Erde.

Und alle Wälder dampfen
Im Feuersonnenregen
Und alle Ströme stampfen
Dem Meer entgegen,
Die weißen Städte ragen
Gläubig in Glanz und Duft

Riesige Flügel schlagen
Die kristallene Luft,
Und helle Hämmer dröhnen
Aus jedem Schacht —
O sternenfernes Stöhnen
Der kummerstummen Nacht.

Und im göttlichen Walten
Herrlich erhalten
Im Windgewühle
Spielen die alten
Heiligen Spiele,
Im Brausen der Brudergedanken
Tausend eiserne Wälle wanken
Süden und Norden
Sind eine Gemeinde geworden
Im Westen verworfen, Im Osten
Die wilden Würger, die Waffen rosten
Und im grenzenlosen Akkord
Donnert das einige Wort
Und von Blitzen umwittert
In tränenlachender Lust
Stürzen die Völker erschüttert
An Jehova's schattige Brust.
Und über die Flanken
Der kreißenden Erden
Ein Wogen, ein Werden
Sprühen und Blühen
Sprossen und Ranken
Von großen Gedanken,
Und aus des Chaos klaffender Furt
Sprang die Geburt
Und aus Wirbelgewalten
Lächelnd lösen
Sich die Gestalten
Und wunderbar im freien Gefilde
Bildet sich bildend alles Gebilde
Von farbenschwellenden Früchten schwer
Silbergrünglühendes Blättermeer
Urweltbaum
Ragt in den Raum
Und von Sternenstirnen
Geheimen Gehirnen
Gesegnete Samen
Über die keuschen Gelände kamen
Und von währender Gnade reinlich erlesen
Wesen die Wesen
Und bei der Bösen rasendem Heulen
Wachsen die Wälder von atmenden Säulen
In dunkler Vögel scheuem Gewimmel
Ungeheuer hinauf in den Himmel.
Und wolkenrein gezogen
Wölbt sich am Firmament
Der bunte Wunderbogen
Vom Orient zum Okzident
Darunter Tempel türmen
Darüber Herzen stürmen
In lautere, golddurchsonnte
Unendliche Horizonte.

Im blauen Äther schaukelt
Eine selige Wiege die Welt
Die Gott Vater in gütigen
Ewigen Händen hält.

Paul W. Eisold / Gedichte

ABEND AM FABRIKTOR

Wie jählings schlägt mich Welle Trauer ein!
Dunkle Scharen müder Stiere — ach so müder! — auswirft Höllenrachen.
Musiknen Abend zerschmelzendem Purpur hingegossen,
Tausendstrahlig verstreuend den Dunstschleiern erschlafender Wiesen.

Sie fliehen sich wie feindlich letzten Gruß verlallend.
Sie trockeln steif zu ihres Herdes halbverlöschten Melodien.
Oh Augen an des Tagwerks Vampyr aufgehangen!
Zitternde Hand Behältnis kargen Mittagmahles führend.
Gekrümmter Rücken schneidet den Azur.
Entsagung nistet in den Gräben schweißgewaschner Stirn.
Wut schläft. Sie trank Verzweiflung schlürfend Mark zu End.
Nicht Sonne ihnen singt und weiches Grün der Flur.
Nicht Flöten blauer Himmel stürzt in Seligkeit.
Entspannter Flügel schwarzen Adler dumpf sie schlägt zu Staub:
Maschinen, die vertiert Tag und Nächte fressend.
Zum Stumpfsinn aufgeschwemmt. Lebendig tot!

Manchmal silberne Möwe Lächeln trennet die Phalanx.
Fremd niederbricht nach kurzem Flug der Falter.
Haß spülte auf und Eifersucht gischtigem Mund.
Wer spielt noch goldner Kugel, die uns früh erstarb!
Ihr Namenlosen, aufgereiht unendlichem Chor!
Blutende Büßer! In Asche Verzweiflung verwühlt.
Ihr schaffend Welt. Die reitend stolz ob eurem Glück!
Stöhnender Plan zerstampft von Hufen Liebelosigkeit.

So trottend ihr durch meiner Seele weiche Hallen.
Vom Abend quälend letzter Kuß mich zerreist.
Ihr seid ganz ich! In euch Stern aufgegangen.
Oh dunkle Brüder! Jäh zum Licht gekreist!

DER DICHTER UND DER LESER

Siehe, da uns schreiender Schoß in bangem Licht ausstieß,
Waren wir gleiches Bündel, das Blut und Weinen entließ.
Spielend vereinte uns Schwester, Wiese und Strohelephant.
Ach, und dämmernd wir haben die Sterne der Milchstraße in unser süßes Lächeln gebannt.
Zärtliche Schwalbe zwitscherte golden die kleine Hand,
Küßte Mund der Sonnstrahlen duftiges Gewand,
Waren wir Garten, drin sich Blumen und Engel verglühn-:
Wie ist die Welt hohe Geige, so unmenschlich Herzen in tönender Unschuld blühn!

Dann wuchsen Jahre, Entfremdung und Bosheit um unser Haupt.
Frierend starb glückhafter Traum, vom Winde Verachtung entlaubt.
Viel böse Scherben rollten Neid und Eifersucht in weichen Mai.
Da gingen wir an uns selbst und harter Welt, wie schwere Frucht vom Stiele fällt, entzwei.
Vielleicht fraß uns ein schwarzer Hai, zum Strom vom Ekel hingeschwemmt.
Oder wars ein Gewehr, dessen klatschender Gruß unser irrendes Sein gehemmt?
Gingen wir in Scham, die jäh überkam mit Wespenvölkern den bloßen Arm?
Immer aber sind wir zerstört und wahnbetört gestanden, Staub, im großen Alarm.

Oh mein Freund! Wie haben wir sehr uns entfernt!
Wie weit ist das Lied, das abendliches Dorf sich sang, verlernt!
Laß uns einmal stehn im Vorwärtsdrehn und wieder bauen schmerzliches Zergehen!
Vielleicht, daß am einsamen Brunnen kleine Meise Demut wir sehen.
Ich blühe um deinen Kopf. Sicher lenkt mein Herz armen Kahn.
Neige, ach neige tief meiner Stirn allwissenden Plan.
Steige du, fließe hinüber zu des Ausgangs läutendem Saal!
Wisse: in meinen Gemächern jauchzt donnernd Verbrüderungs-Mal.
Oh mein Freund! Mein Bruder! Ich reiß mich empor und wild.
Du-Mensch und Ich-Mensch, geeint in Gottes Ebenbild!

DER BRUDER

Wie meine blutende Stimme zu Füßen dir Meere gespieen!
Wie brach in weißen Leib ich mit liebezerschluchzten Knieen!

Erbärmliche Lache spülte mich tausendfratzig vor dein Gesicht.
Ich saß auf deinem Stuhle, du selbst, und du sahst mich nicht!

Ich stehe gebückt und öffne verwüsteter Hände den Wagenschlag,
Draus dein glitzernd Gehäuse sich schreit in rollenden Tag.

In dumpfen Kanälen verfaul' ich, vorzeitig geborene Frucht.
Von notzerpeitschter Mutter nach heißer Empfängnis verflucht!

Ich weine, mißhandeltes Kind, in kalter Kammer in Schmerzen und Scham.
Zitternder Bettler ich, der in klirrender Nacht vor deiner Türe verkam.

An klappernden Webstühlen sehne und hungere ich mich zum Skelett,
Wärme der niedrigsten Dirne als letzter Liebhaber das Bett.

Mein Freund! Ich liege zerschlagen von bösen Wettern im Schacht.
Ich hab mich gekränkter Schüler, in Bitterkeit umgebracht.

Soldat ich, reißen die Wunden den Himmel zu Fetzen entzwei.
Vermischen Ohnmacht und Wut zu gräßlichem „Mörder"-Schrei.

Und letzter Gaul, der am Wege wimmernd in Wagentrümmern verreckt,
Zerstampfte Hündin, die noch die frierenden Jungen im Todeskrampfe geleckt — —:

Sie bersten stumme Kläger und häufen Schuld deinem Haupt!



Felixmüller: Frau am Fenster

Oh Freund! Wir haben einander die Sterne der
Liebe geraubt!

Ich lösche am Kreuz, am Galgen, blutiges Licht für
dich aus,
Verwelke auf bunten Festen, verlassener Rosenstrauß,

Zerbreche den Kerker Gesetze, der heimliches
Morgenrot stahl,
Verbrenne auf Barrikaden in Aufruhrs rauchendem
Mal.

Ich suche im Straßengewühle dein Herz in jedem
Gewand.
Ich bitte, ich weine, ich flehe: Oh Mensch sei mir
verwandt!

Oh Mensch aus gleichem Schmerze, aus gleicher
Lust gestampft,
Von wilder Sehnsucht bin ich nach deiner Hand
zerkrampft!

Friedrich Wolf / Sühne!

„Das Urteil an den Geiselmördern ist 3[15] Uhr vollstreckt worden. Das Verbrechen ist gesühnt.“ Die das Recht erheischende „Welt“ atmet auf.

Das Menschenleben ist heilig! Deshalb standen jene als Mörder vor dem ordentlichen Gericht; und weil sie vorsätzlich und in schlechter Absicht töteten, wurden sie bewußt und in guter Absicht hingerichtet. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Das Menschenleben ist heilig!

Die Geiselmörder waren keine Heiligen! Doch grell flammt das Kainsmal auf den Stirnen: Gibt es ein „Recht“, daß ein Mensch den andern tötet? Ewig flammt die Frage: Kann eine Tötung durch Wiedertötung gesühnt werden? Diese Frage ist nicht zu stillen, sie durchzittert die Nacht, sie ertastet „das Buch“, sie ertappt das Hesekielwort: „So wahr als ich lebe, spricht der Herr: Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß der Gottlose sich bekehre von seinem Wesen und lebe!“

Welch' unendliche Weisheit, Güte und wahre — Gerechtigkeit in diesem Wort! Mit einem Schlage wendet sich die Ordnungsfrage der Justiz: Ist das Verbrechen gesühnt? in jene Frage des Sittengesetzes: Ist durch jene Exekution des „ordentlichen Gerichtes“ auch nur ein Mensch besser geworden?

Die Ermordeten, die gesühnt werden sollen, sind tot. Die „Mörder“ sind gerichtet, tot. Ihnen ist durch Menschenhand die Möglichkeit, sich zu bekehren und zu leben, geraubt worden. Ob das Gericht, welches das Urteil sprach, die Soldaten, die es vollzogen, die Menschen, die es mit Genugtuung lasen, durch die Exekution besser geworden sind, erscheint wohl den meisten Zeitgenossen eine müßige, allzu humanitäre Frage. Ich kenne die Einwände der Staats- und juristischen Raison: Es gilt nicht so sehr zu sühnen und zu strafen, sondern abzuschrecken, vorzubeugen! Die Gefahr aber, daß die Menschen, die Prozeßhörer, die Zeitungsleser, die ausübenden Soldaten sich an die Tatsache des pflicht- und rechtmäßigen Tötens und Getötetwerdens gewöhnen, ist weit größer als die Möglichkeit der abschreckenden Wirkung. Wir jammern über die Verrohung, die der Krieg mit seinem Faustrecht gebracht. Von der Verwüstung des Menschen durch solche Exekution spricht man nicht. Man jammert nach der sittlichen Erneuerung, die einzig aus dieser verwilderten Zeit hinausführen könne. Aber stellt man als erstes und ewigstes Sittengesetz auf: Das Menschenleben ist heilig in jedem Falle . . ., so kommt man mit Staatsraison und verschreit den Gefühlvollen. Man weist mit erneuter Kraft die verwahrloste Menschheit auf die Lehren „der Schrift“; doch auf der Nationalversammlung tritt ein Kirchenfürst leidenschaftlich für die Beibehaltung der Todesstrafe ein. Was lehrt das Buch der Bücher vom ersten „Du sollst nicht töten“ über jenes Hesekielwort bis zu dem eindeutigen „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ —

Doch was tun? Soll man die Verbrecher laufen lassen? Die Antwort erteilt das neue Evangelium, welches — damals! — das alte „Gesetz“ überwand: Es steht geschrieben, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch, ihr sollt nicht widerstreben dem Übel! . . . Doch das sind alles nur Worte, die man nicht so wörtlich nehmen darf, die von den Schriftgelehrten erst ausgelegt werden müssen; Worte für fromme Stunden, aber nicht für das tägliche Leben. Oder soll man das Wort lassen stahn? Soll man den Verbrecher wirklich laufen lassen, weil kein Mensch des andern Richter sein, weil man einen Mord nicht durch eine Hinrichtung sühnen, den Teufel nicht durch den Beelzebub austreiben kann, weil eine Sühne nur möglich durch eine Besserung des Sünders, weil es schließlich nur eine wahre Justiz gibt . . . Selbstjustiz! Was also soll man tun?

*

Ein Lazarett. Ein Wärter hat eine Woche lang einen Liter Krankenmilch gestohlen und getrunken. Eine Niedertracht, eine Gemeinheit! Die Vertrauensleute fordern exemplarische Bestrafung. Auch der Arzt ist empört; er nimmt den Tatbericht auf; der Polizeiunteroffizier wird gerufen. Plötzlich durchzuckt es den Arzt: Was geschieht hier? Ein Mensch hat gestohlen, wird verhaftet, abgeurteilt, erhält Gefängnis. Was wird aus diesem Menschen, der zum ersten Mal sechs Monate Gefängnis verbüßt? — Der Arzt spricht zu den Vertrauensleuten: „Überlegt Euch noch einmal, ob wir die Meldung weiter geben! Wir bringen den Mann ins Unglück . . . nicht nur für sechs Monate!“ Die Vertrauensleute: „Herr Doktor, einem Lungenkranken Milch stehlen . . . wir verlangen Weitergabe der Meldung!“ Dem Arzt kommt es bitter auf: „Also Ihr wollt einen Mensch unglücklich machen!“ Er unterschreibt. — Nach einer Stunde tritt der Vertrauensmann ein: „Herr Doktor . . .“ — „Nun?“ — „Herr Doktor, wir haben mit dem Kameraden gesprochen; wir wollen die Meldung nicht weitergeben. Er soll seine Entlassung einreichen.“ Stummer Händedruck. — Der Wärter meldet sich ab; der Arzt fragt: „Werden Sie sich das merken?“ Der Wärter blickt nieder, lange . . . dann Auge in Auge: „Das merke ich mir! Ich danke Ihnen!“

*

Ein winziger Fall und doch bedeutungsvoll! Über diese „Strafe“ hat der Mann nachgedacht; er ist stutzig geworden; er war gedrungen, nachzudenken! Sechs Monate Gefängnis hätten ihn vielleicht verbittert, mit „Komplizen“ zusammengebracht, sicher nicht gebessert.

Aber alle diese Fragen der Praxis kommen erst nach den grundsätzlichen Fragen! Diese grundsätzlichen Fragen: Darf ein Mensch den andern töten? . . . Kann ein Mensch des andern Richter sein . . . oder nur sein liebender Helfer auf dem Wege zur Besserung . . . diese weltfremden, durchaus unpraktischen Fragen müssen zuerst einmal grundsätzlich mit der Gewissenhaftigkeit, mit der Unbedingtheit gestellt werden, wie Christus und Tolstoi sie stellten! Und nicht nur gestellt . . auch beantwortet werden, ohne Rücksicht auf die Folgen, die daraus entstehen!

Es ist drei Uhr nachts. Wieviel Menschen gibt es in dieser großen Stadt, in deren Schlaf diese heute wie je brennenden Frage hineinleuchten? Solange wir gedankenlos über die Todesstrafe als eine gegebene Tatsache hinweglesen können, solange es eine Staatsraison hier und ein Menschenrecht dort, hier eine strafrechtliche, dort eine religiöse Moral gibt, solange wissen wir nicht, was wir tun sollen; solange wird die Unsicherheit im Menschen und auch die äußere auf den Gassen und an den Grenzen währen; solange haben wir kein Recht, über die „zunehmende Entsittlichung und Verwilderung“ zu jammern!

*

An einem Punkte müssen wir beginnen! Fort mit der Todesstrafe!

Ich las, daß ein Soldat sich weigerte, auf den gebundenen Verbrecher zu schießen. Warum? Geht, fragt ihn! Fragt Euch! Versetzt Euch eindringlichst in die Lage, auf einen Menschen, den Ihr nicht kennt, schießen zu müssen! Versetzt Euch peinlichst in die Lage des Richters oder Schöffen, dem Gesetz und Staatsraison „befehlen“, den Todesspruch zu fällen! Und Ihr werdet die abgründige, Jahrtausende durchhallende Antwort spüren: Es ist ein Leichtes, Menschen zu töten; aber könnt Ihr einen Menschen lebendig machen?

Erna Gerlach / Gedichte

BITTE

Kleine Kerze, dein schwaches Licht,
gib es verstehend
in rieselnden Klagen.
Wund kriechen die Sorgen
um meine Füße,
die Not umlagert
Fenster und Türen — —
Kleine Kerze, du zartes Lichtlein,
lösche, o, lösche nicht aus.
Freundlos stehe ich wartend
im zitternden Neigen brechender Wünsche,
ins All geworfen,
in Todeseinsamkeit — — — — — — frierend und bangend — — — —
fass' ich dein Licht, kleine Kerze,
Schmelzend verringert dein winziges Stümpflein — — — —
o, kleine Kerze, mein letztes Fassen
greift in dein Licht.
Der Raubtierrachen der Dunkelheit
lauert vor meinen Fenstern



W. Titze: Traum

will mich fassen — — — — mich — —
mich — — — — mich fassen
O, kleine Kerze, lösche, lösche nicht aus.
Dein Licht ist die letzte Freundestat,
die schützend mich streift
Ich trink' dein Flamme,
verschmachtend, verdurstet — — —
Gib Licht mir, Kraft und Vergessen.
Die Dunkelheit frißt mich mit Raubtierzähnen
Die Schmerzen wachsen ins Uferlose — — — — —

MORGEN.

Tag fällt in die Kissen
Tag — — —
Lächelnerfüllt,
rosenblätterweichkosend, fragend fangend,
hebend, — — senkend — — hebend
zerflatternde Träume, rosenblätterweichkosend.
Blütendurchduftendes Schimmern erleuchtet,
Stunden, Tage, — — — — — Leben — — —
lichtgeschwängert das du in mir
das Wollen du
der Tag du
Ackergrund du
brechende Kette du
und ich in du
und heller Tag, rosenblätterweichkosender Tag
kreuzen heller Gedanken — — du
— — — du in fröhlicher Spur
fragend, fangend, hebend,
du der Tag — —
der Tag — — du
— — — hebend — — — — — — — —

SOMMERFÄDEN.

Bitteres Schweigen, unheilvoll, verblassend — — — —
Noch einmal gleitet,
kreisend, durchkreuzen meine Pläne,
bittersüß sterbender Duft.
Und alle Vasen, gefüllt noch mit Wasser, wartend,
sind leer — — — —
Erinnerungen blauer Stunden, brennend, verzehrend,
senden noch einmal heller Blüte süßesten Duft.
Verweht — — — — — —
Stille Stunden kosten
mit welken Lippen, längst verklungener Töne Lust —
noch einmal.
Und alle Vasen, gefüllt noch mit Wasser, bittend,
sind leer — — — —
Wegmüde Wolken wandern, wegmüde still dahin
Wegmüde Straßen ruhen in meinen Füßen aus
Die Sommerfäden spinnen — — —
in leisen sterbenden Klingen
hockt Schweigen, riesengroß, durchnachtet
Das Werden ist aus
Das Wollen ruht qualvoll verendet, besiegt — —
Und alle Vasen, gefüllt noch mit Wasser, lockend,
sind leer — — — —
Noch einmal gleiten Bilder, in bunter Reihe taumelnd
Noch einmal.
Sommerfäden spinnen, — — — — — spinnen — —
spinnen — —
und spinnen blaue Stunden, wegmüde, spinnend,
ein — — —

SOMMERNÄCHTE

Noteinsamkeit drückt ihren Siegel
auf die Stunde
es fällt dein Blick, gebogen vor Verlangen
in das Zucken meiner Hände — — —
Noteinsamkeit bringt Stunden, Stunden, Stunden
Lichtsäulen füllen deine Augen
im tiefen Blau,
verrinnend gleiten Ewigkeiten.
Schoß drängt an Schoß,
fruchtbereit, im süßen Kampf
höllengrundsiedend schürzt Atem Worte im Wollen.
Werden erfaßt die Stunde
Noteinsamkeit bringt Duft in hellen Glocken,
Not zwingt das All zum Stehen,
blassende Töne im stürzenden Schweigen.
Welten versinken in deinem Blick
blaue Stunden in Not gehüllt
wegmüde wandern Sterne neidend
Erde, Erde, dein ist unser Werk
Noteinsamkeit schlug hämmernd — — — — —

Karl Lorenz / Die jungen Menschen / Zweiter Umkreis

DAS ZIMMER

Glutrötevor; Wie Licht schwebt unser Bett im
Lächeln roter Lampen-Schalen;
Ich wiege warm im roten Hauch der Wände;
Licht halmt in die Begegnungsspuren meiner Lende;
Ich taumle: Licht vor mir, lächelnd in den vor mir
leuchtenden Glanzspiralen!
Und, kämmt sich immer dieses Licht lächelnd an
meine Hände?
Ich schau; Spirale schlürfen warm vor meinen
Brüsten;
Der Mond halmt in den kleinen Fensterstufen
Langsam mit roter Stirn; langsam: die kleinen Staub-
gesichte anzurufen!

Und das, . . . Wie wieg ich warm? Wie weht die einsamrote Runde lächelnd vor meinen Brüsten?
Bin ich allein, einsames Taucheboot, wiegend in roten Stufen?

Ich schau; ich wiege, bin; ich wage, winde, Du?! Ich hebe Hand durch tausend Wandgesichte?
Wo bist Du, Du? Wo treibt Dein weißer Leib in muschelragenden Gewinden?
Ich schau; ich dreh die großen Augen-Blüten! Augen durch Traumgewinde!
Und, glühst Du nie? Nimmer im Raumsein blätternder Gerichte?
Mein Auge schluchzt! Immer dies warme Suchen ohne Dich zu finden?

Ich dreh; mein Auge seiht wie Traum in großen Nebelschwaden;
Mein Auge schluchzt um warme Bettgeländer nieder!
Und das, hab ich Dich doch nun seelewieder?
Ich heb; mich still in warmem Wandbegegnen auszuladen;
Mein Auge träumt im weichen Halmgelächter Deiner Glieder!

So warm? Ich schlinge. Du? Ich schlüpfe warm an Deine Brüste
Selig hernieder! Selig? Ich hab Dich, glühewieder!
Ich sinke warm in Deine weichen Glieder!
O, Seele, selig! Seligrote Küste!
Wie schluchzt das Meer in Dir? Wie bin ich rotes Fahne-Boot, fahnevorauf in Deiner Küste?
Ich schau; Ich wiege: wiegewarm, flüsternder Traum auf Deinen Gliedern!

Und immer das: einsame Träumen in den weißen Räumen?
Du schlingst die heißen Arme heiß um meine weichen Schulterspiralen! Du hebst das volle Auge feurig in meine Stirnezeichen!
So sein? So schlürfen, Du? So aufgehn in verschränkten weichen Träumen?
Ich kann mich kaum flüsternd in Deiner Glut erreichen!

Du? Du!! Du schüttest Deine Feuermahle
Heiß in die Dirherangestreckten Wangen!
Ich stütze, Du! Ich blühe warm in Deinen Feuer-Stangen!
Und noch die rote, opferbewegte Schale?
Und noch das weiße schlingende Verlangen?

Ich schau; Du bist das gute Boote-Spielen meiner Träume!
Du? Du!! Du bist das große Schäumen meiner weißen Mahle!
Und, immer noch, einzig die weichhinausgebreitet weiße Schale?
Ich wiege warm im großen Lächeln Deiner weißen Bäume!
Du schluchzt die großen feurigen Augen warm auf in meine Du-Spirale!

So, Du?! Dein Lächeln kniet im weißen Auge-Bäumen meiner Stirne!
Ich sinke, Du! Ich bin in Dir bewegte Fahne!!
Du? Du?? Du schlingst traumsprühende Spirale heiß-schlürfend warm um meine Fahne!
Du bist das warme Lächeln: Du vor meiner Stirne!
Ich wiege: traumheran; träumend in weichem Kahne!

DIE GUTE STUNDE

In Deiner Sehnsucht, blühegroß; mein Auge geht in Deinen stirneweichen Gassen;
Spirale türmen weich im schwarzen Nestbau Deiner Stirnestuben;
Spirale sprühn im Astgewebe Deiner Wimpertuben!
Und, darf ich: flüstergutes Licht, zweigend in Deine Blüte fassen?
Darf ich in allen Weißbaum Deiner heißgebärdet weichen Stuben
Hintun mein bißchen Schwanefleisch? Hintun die heiße Stirn in Deine Stirnegassen?

Du blühst im großen Ampelrauchen Deines rotgehalmten Schweigens:
Unbändig Laub; unbändig in-Dich-hingetürmtes Hoffen!
So warm? Von jeglich wilder Gasse meiner Glut getroffen?
Ich hüll mich auf im großen Glutgeschwader meiner Geigen;
Ich sinke warm, von rotem Licht windend mit weichen Fahnen angetroffen,
Leis in die rote Herglut, hin! Warm in Dein rotes Händeinmeinebrüstezweigen!

Ich bin; wie warme Schwäne hebst Du spitz die weißen Hände
Leise um meine blaugerauschten Nacken!
So warm? So weißes Morgenland, warmauf vor Duberauschten glühenden Glutbaracken?
So, immer warmer Glühestrom? So warmes Seufzen, Du? So warme Sehnsuchtblüten, Du, blühend von Stirne Wänden?
Glutmeere knien in mir! Glutsonne-Arme stehn in mir, leise hinaus: Sprühen und Glühe-Hacken!
Ich schlürfe: Du? Ich senke über Deine Brüste meine Hände!

Und, immer, Du? . . . Immer die Schwäne, weiß?
Immer die roten Glühe-Schlangen?
Ich schau: warm in die Spiegel Deiner Augenmeere,
warm in die großen Stirne-Zeichen!
So immer, Du? So immer: Morgenland, langsam in
weichen Nebeln weicher Wiesen-Teiche?
Ich schau; das letzte warme Muttermögen; das erste
große Muttersehnen? Immer nur einzig, Du?
Einzig die große Fahne Deiner Wangen?
Immer die Angst; ich könnte nie, silbern die großen
Lampen Deiner Sonne streichen?
Du schwenkst vor Deinen Augen Fahne! Fahnen:
Glut! Glühwarmes Glutverlangen!

Und das? Ich sinke ein! Du wirst ja einst die
großen Segel meiner Kindglut tragen!
Du wirst ja einst, einmal die großen Worte wiegen!
Einmal trägst Du die große Fahne: Mutter vor Erde-
siegen!
Du schaust; Dein Lächeln zückt, kreiselnd vor Deinen
Wimperwagen! . . .
Und darf ich Dich: einmal wie rote Blume wiegen?
Du sinkst in die Gebärden meiner großen Fragen!

Du glühst im stolzen Segnewasser meiner, seligen
Wiege-Brüste!
So warm? . . . Du blühst; Dein Auge steht, rot
lächelndwarme Flamme, schnürend vor meiner
Kehle!
Die warmen Blumen, blühegroß, wachsen im großen
Raumboot Deiner Seele!
So, weich?! So letzter Atme-Sprung, leis Indich-
niedertraum vor ferner Küste?
Warm weht der Wind mit großen Augen auf, lösend
inmir, lösend in meiner Seele!
Du hängst, wie warmer Wind, schürend im großen
Traumgeboten meiner Brüste!

LÄCHELND IM BLUT DER LANDSCHAFT

Begehren kniet; rings tragen Bäume sich auf weißen
Händen
Lächelnd Gespräche in die Stirne-Brücken;
Ich schwane weich in weißen Grashalm-Blicken
Leisangetrunkener Traum, raunend im Taumel
meiner Hände!
Und, blutest Du so ewig kleine Boote auf vor Deinen
Blicken?

Bist Du das kleine Boot lächelnd vor namenleer-
gewaschnen Geigen?
Ich schau; in Deiner Stirne tanzt der Mond lächelnd
auf sommer-meeren Füßen!
Auf Deinen Wangen schlägt der Duft, spirale-auf,
lächelnde Wiege-Süßen!

So warm? Langlächelnd, Du-gestreckt? Immer im
roten Mantel heißer Schweigen?
Ich schaue tief, ein in die großen, lächelngewiegten
Mir-in-die-Wangen-Grüße!

Und, ist Dein Lächeln immer nur, leuchtenbewegtes
Haus rotinsichhingedrängter Erde?
Und, hebst Du immer nur: boot-rauchend kleine
Fieber-Fahnen
Leise mir an?... Ich schau!... Und, ist das alles:
Indir, vor-Dir-auf: Leuchten gen kleinem
Gräser-Kahnen?
Ich schaukle warm im großen Boote-Lächeln Deiner
Mir-in-die-Stirn-Gebärde!
Und, immer noch, einzig das Ruh-Haus grenzenloser
Fahnen?

Ich wiege, weh! Ich wage, bin; mein Auge nagt mit
kleinen wiegenden Silber-Messern
Leis in der Stirn Dir hin und wider!
Und, immer noch der Rausch? Immer das große:
Fahne im Boot-Geruch der Lider?
Du schaust, leisauf aus Lächeln rötlicher Stirn-
Gewässer!
Ich fließe warm, ein in die roten: Tulpen-Gewänder
Deiner Glieder!

Und, immer: Du? Immer das leise Träufeln lockender
Silber-Fäden?
Du streckst Dich um in warmen Du-Geplätscher
weißer Garben!
Du windest: michheran, laut-öse-auf, ringend im Du-
Hauch heißer Farben!
Und das? Noch immer Sonne-Sprung? Licht-atme-
weich vor Harfe-Läden?
Ich? Du? . . . Ich siede: Feuer-Turm, traum-nage-
weich flüsternd im Raupen-Lampen Deiner
Narben!

Und das? Wie wird mir alles so, fließend im
Silber-Atem roter Stirne-Dächer?
Mein Atem stützt lächelnd im Fahne-Bogen roter
Wangen;
Du glühst: Rot-Licht im Du meiner Dir-zugestreckten
fügenden Silber-Stangen!
Ich schmiege warm im roten Zu-Dir-schmelzen,
leuchtend im Blickertänken segelnder See-
Gemächer!
Und noch? das rase-aufgeschwenkte fahrende Du-
Verlangen?

So warm? Ich schmelze, bin; ich siedele in die
Begegnungs-Wirbel Deiner Rufe!
So Du und Du!! So Du?! Du lächelst in den
letzten Sprüngen Deiner Geigen!

Ich atme, so? ! Fährt immer soviel Sonne-Traum
auf weißen Zweigen?
Die Sonne fährt lächelnd im Du-Hof roter Sternen-
Stufe;
Ich schaufle warm, über Dich hin, lächelnd mein
wiege-großes Schweigen!

INUNSVERSENKEND

Du-Stunde, sehne-tief; ich blühe: weißer Schwan,
rotum im Ankerwenden Deiner Hände!
Spirale stützt von Deiner Stirn in meine Wangen!
Und, dies begeisterte Gebirgetun? Dies langsame:
Dichinmichtränken vor bewegten Stangen?
Ich wälze, weicher Widerschein, flüsternd in Deine
Glüheglut die weißen Hände!
All das?! Du zückst! Du wölbst im großen Qual-
schrei blutender Verlangen!

Du drängst die Brüste heiß, heißsiedeauf in meinen
Brüsten!
Dein Regenbogen: warme Haut, Dein endlosinsich-
schlingendes Begehren
Schluchzt inmich, schluchzt mich an! . . . Du senkst
in die Gebote-Fahnen meiner weißen Scheren!
So Du?! Glutopferroter Schwan? Wiegend im
wiegelnden Gebetbuch meiner Brüste?
Du sinkst! Und, kann ich kaum, auf mich mehr
tun? Du? Kaum? Rot noch im großen An-
strom mich erwehren?

Du siedest, sinkst; Dein Fleisch hängt, rote Opfer-
borden,
Auf in den weichen Fahnen meiner Hände!
Alles so weiß? Alles so wild? Alles so Ansprung,
blühegroß, windend im wilden Dusprung opfer-
glutbedrängter Wände?
Ich senke, mich; Sekunden stehn an meiner Stirne!
Rot? Sekunden wiegeln weich und morden
Die letzte Blume: Blut inmir, den letzten Blut-
voraufguck meiner Hände!

So, immer Wiege, Käferspiel? So immer Abend
weißer Stunden?
Ich schaue mit den großen Augen, glühend! Du?!
Ich schaue mit den großen Stirne-Erden
Glühsprühewarm, flüsternd in Deine, traumwagend
roten, windenden Glutgebärden!
Wie warm geht unter rotem Wind die weiße Stunde?
Und, immer Warmsein: Wärmewand, flüsternd im
großen Wechselmunden?

Die Sonne stützt; ich atme in den Halme-Hütten
Deiner Stirnen!

Ich atme vor den großen Segelfahnen Deiner Brüste!
So warm? Ich neige, Du?! So fragende Unendlich-
keit einzig im Raum der Küste?
Du schweigst; Du hebst die großen Glocken Deiner
Stirne
Heißhin nach mir; heiß in die roten, wiegenden
Segelboote meiner Brüste!

Und das? . . . Ich schau? Sind das die großen
Worte: Wipfelfahnen?
Sind das die letzten Rauchsirenen aus verwogtem
Gestern?
Wie warme Fahnen, in-Dir, stehn die roten Schwestern!
Die Sonne schlürft im roten Segelschwenken Deiner
Stirne-Fahnen!
Wie warm in Deinen Wangen drehn die Vogel-
nester!

Und das? Landschaft im Ansturm vor begeistert,
insichhineingewiegten Weiden?
Ich winkle, bin; ich atme vor den Ängsten roter
Stände
Langsam die rote Heerschau, wiegelnd in Deine
Hände!
Du? Du!! Du zwingst die roten Fahne-Türme:
leis um mich hin Dein rotes Blut zu kleiden!
So warm? . . . Wie kleine Funken sprenkeln Deine
Hände!

Wie große Glutbalkone rauschen Deine Augen!
Du? . . . Du-Opfer-groß im Bootrausch Deiner
Wangen?
Ich stütze, bin! Ich wiege weich, ich taumele! Du,
nur?! Ich schwenke um in mir, ich fasse!
So, immer roter Wimpelschein? Immer die erste,
wiegende Morgen-Straße?
Du klopfst um mich die letzten Seufzer Deiner Glut-
Verlangen!
Ich wiege: Weiß, wiegend in mich: hinaufgeflossner
Schein, wiegend in Deiner Wirbelgasse!

ERGEBUNG

Du? Du?? . . . Die Sonne peitscht vor meinen
Stirne-Türmen
Mit endlosweitgeöffnet roten Händen!
Und, kann ich mich, kaum noch in diesen Glut-
spiralen wenden?
Raketen stehn in meinen Brüsten auf und stürmen!
Du? Du?? Peitsch doch nicht so, Sonne mit Deinen
wilden Händen!!

Und, immer noch? . . . Wie stehst Du heiß, immer
in mir, heißer intraumgeschwenkte Sonne?
Ich bin, ich wiege, wage hoch! Und noch das gute
Sonne in allen Zweige-Lauben?

W. Titze: Badende

Die Wolken knien; Wirbelinsichgeschwenkte Tauben!
Und, immer noch; weich über michhinausgelehnt,
windend die weiße Sonne?
Wie bist Du groß; Lichtlaub vor großem Leuchte-
Glauben?

Wie stehst Du rot in diesen weißinsichgedrängten
Bäumen?
Ich horche in den weißen Wind! Ich schau in Deine
warmen, leuchtenden Hände-Narben!
So einsamrot? So gutes klagefernes Boot, schweigend
im großen Aufbruch wilder Farben?
Du lehnst; urweiches Laub, weidend im großen
Türmegarten Deiner Träume!
Und, immer so gut allein? Immer so weich, weidend
in wildgepeitschten Garben?

Ich schau; der Wind steckt Dir die rote Rose auf
die weißen Brüste;
Der Duft schleicht wie vor rotem Turm schmiegend
im Rotlicht Deiner Wangengassen!
Und, alles Traumglast, wieherndrot? Alles wie Wind
einsam auf weitem Meer verlassen?
Ich steige, auf; ich winde vor im Segelhafen weicher
Grashalmküste!
Du? Du!! Darf ich die weiche Hand, weichleideauf
in Deine Stirne fassen?

Du rührst; Du zweigst die schwarzen Augen aufwärts
in meine Stirngebärde;
Ich bring mein rotgestreiftes Fleisch nackt in die gute
Nähe Deiner Brüste!
Wie träumst Du arm? Wie träumst Du fern? Einsam
im großen Meerbewegen ferner Küste?
Ich schau; in Deiner Stirne sind die Lampen weich
am werden!
Und sinkst Du nicht, Traumflimmerglut, flimmernd
in meine Brüste?

Du schwenkst; Du hebst die großen Arme, warm
mit den vorgespannten Schwänen
Über die Segelfahnen meiner Schulternflüsse!
Du drängst Dich heiß in meine wiegenden Busenflüsse!
Du? Du!! Du sinkst warm an vor meinen Brüste-
Kähnen!
So Flüsterland? Auffahnendweiche Landschaftsküsse?

Du schwenkst; Du atmest, wiegelst, bist; die roten
Anker Deiner Arme hängen
Im großen Klopfen meiner Schulternflüsse!
So Du? So aufwärts wiegewarmer Schaum? So
grenzenlose Aufglut warmer Segel-Güsse?
Du schaust mich an mit Deinen Träumen taumelnder
Gesänge!

Du? Du!! Du atmest rote Segelfahnen, . . . rot?
. . . Du atmest mich in Deine roten Flüsse!!

Und, Du? Wie atmet langsam weicher Wind? Wie
halmt der Duft vor weißen Bäumen?
Ich stürze, Du? Ich stütze: Sterneboot, flüsternd aus
Stern-Umglühe nieder!
Ich schwenke rote Hände weich, festhin um Deine
Glieder!
Und, stehst Du noch im schwarzen Vorhof dunkel-
angeheizter Träume?
Der Wind spielt weich an weißen Glockensträngen
Deiner Glieder!

Der Duft stützt roten Brief an Deine Stirn!
Immer, nun so? Immer nun weich; Du-Boot in
meinen Händen?
Das Lächeln zweigt flüsternd aus Deinen Stirne-
Wänden!
Das Lächeln zweigt von Deinen Wangen auf nach
Deiner Stirne!
Und, immer so? Glut-Boote: Wirbeldampf, weich-
rage-auf in meinen Händen?

HINGEBUNG

O, Sonnehoffnung; Blüheland! Der Wind wiegt in
den Schaukeln grüner Zweige;
Der Duft kämmt Stirn im Blut der Morgenfrühe!
Und, immer das; Ich weiß, ich bin? Ich wachse in
mir, bin, ich blühe?
Gott spielt im Nebelsaum vor meiner Seele-Geige!
Du schreist in mir! Du! Du schreist im Saum-
begehren meiner Opferblühe!

Du? Du!! Ich zweige, bin! Ich tropfe: Glut! Ich
segle in der Grashalmgeige!
Ich suche, suche, Du! Ich wate, wate, Du?! Mein
Auge schluchzt in schluchzende Spirale!
Du? Du!! O, Land! O, Opfer! . . . Fahne? Du?!
Fahne?! Du?! Die Sonne, Sonne, Du! Die
Sonne sprüht in roter Schale!
Und, ist Dein Blut nun in mir, Du? Und spielt
Dein Blut auf meiner Geige?
Ich suche, Du! Ich schluchze, Du! Ich tauche, bin;
In mir schreit Du, inmir! In mir treibt große
Opferschale!

Du? . . . Du!! Dein Blut?! Du neigst im Harfeton!
Du neigst im Bluthauch warmer Grasgestühle!
Du blühst die roten Brüste in die Äste;
Du sprenkelst: Glut; Atme-Spirale in die Äste!
Mich peitschen, Du! Mich peitschen glimmend
glimmende Gefühle!

Du? Du!! Du träumst im Vorgebet, glühender Glut!
Spirale! Du! Du träumst vor rotem Opferfeste!

Und, ist das alles so wie Traum? Alles wie wilder
Vorsprung weicher Träume?
Ich streu, mein Fleisch! Ich streu: Glut, Röte-Opfer-
Türme, leis mich in Deine Glieder!
So, Sonnefahne, Du?! So Sonne-Einboot, treibewarm,
träumend im weichen Du-Glanz weißer Bäume?!
Dein Auge, Du! Dein?! In meiner Stirne stützt
Dein Auge wieder!

Es war so schwarz! Es war, . . . So Trauer,
Traum! So müde Menschen, Menschen müde!
Der Wind ging wie vor armen Krankenbetten!
Die Sonne lag schwer in sich auf, einsam vor
dunklen Sternebetten!
Du? Du!! Noch wilder Widerspruch? Noch wehe
Abkehr, Du? Noch dunkles Laub vor Deinem
Lide?
Schau doch! Die Menschen, Du! Die Menschen
sind! All Menschen warm auf rotem Retten!!

Du? Du!! Noch immer schwarz? Noch immer
dunkler Schrei im Du-Sturm Deiner Licht-
gebärde?
Du?! Du!! Du und Du! Du Du und Du!! Du, . . .
Ich schluchze, warmes Boot! Mein Auge warme
Glühe-Kähne!
So rot! So, Du? Weich, Deine Hände! Du, so!
Glut fährt im roten Winkel meiner Kähne!
Glut? Du!! Ich machte, Du! Ich machte alle
Erde!
Du streckst die warmen Hände wie erleuchtetwilde
Schwäne

Weich um die Lampen meiner Stirne! So Sehnsucht,
Du? So alles Kaltsein jäh vergessen?
Ich schau; vor Deinen Wangen türmen die guten
Wetterstunden!
Oel seiht die warmen Netze warm vor Deine
Wunden!
So jäh? Sturmvogel-Glühespiel? Sturmvogel-Opfer,
glühe messend?
Ich senke, bin; urewigwarmer Kahn, treibend im
warmen Du-Gewässer Deiner Stunden!

Du? Du!! Die Sonne schmilzt in großen Opferblüten
Deiner Stirne!
Die Bäume schlagen sich mit Traum vor Deine
Hände!
Ich segne um: Meerspiel, Glut-Opfer-Röte-Land!
Ich segne, bin; ich wende, . . .
Dein weißer Stirnbaum träumt in meine Stirne!

So noch? So warm?? Gluttropfen glühn von Deinen
Händen!

Ich schmiege in die tiefen, lächelnden Wasserrosen
Deiner Brüste!
Dein Atem klemmt; weichrote Seide-Schnur um
meine Kehle!
Du? Du!! Ich segne, bin! Ich blühe: weißer
Traum, glühend in Deiner Seele!
Ich wiege warm in Deiner sehnsuchtoffnen Küste!
Ich, . . . Du?! Du glühst; rotopfertrunknes Boot,
trankklopfewarm in meiner Seele!

Und, immer, Du?! Einzig, Begegnung, blühegroß?
Einzig die Festbegegnung unsrer Blicke?
Ich zweige, bin! Ich blühe über Dir in roter Fülle!
Du hüllst; Wärme vor Wärme auf, blühend Dein
gutes Fleisch warm in die guten Male meiner
Fülle!
So warm? So opfergroß? Urselig im Bereitsein
großer Grashalmbrücke?
Du blühst so warm im großen Opferfahnen meiner
Sehnsuchts-Hülle!

So, Du?! Ich schlürfe, Du? Ich senk in Deine
warme Fahne!
Ich blühe, warm in Dir! Ich blühe warm in Deinen
Geigen!
So warm? So Blühe blühegroß? Fahne im großen
Schweigen?
Ich blühe, warm in Dir! Ich, blühe warm in Deiner
Fahne!
Ich ströme in Dir warm vor Deine Geigen!!

ERFÜLLUNG

Gras-Halme-Traum; die Sonne breitet über Bäume
weiße Hände;
Ich lehne in den warmen Sonne-Booten Deiner Brüste!
Und, warst Du nie im Segelfahne-Rausch bewegter
Blühe-Küste?
Mein Auge schaufelt warme Glut, glühend in Deiner
Stirne blühenden Sockel-Brände!
Du rührst die warmen Tonnen weich, silberherauf,
tonklangbewegt an meine Brüste!

Und das? . . . Wie geht das Feuer weiß in Deiner
Stirne Gassen?
Ich schau; im Stirnraum Deiner seligen Terassen
fahren die kleinen weißen Feuer-Wagen
Die großen Antwort-Mäntel auf in meine Fragen?
So warm? Soll ich dort um den Falterstirnbaum
Deiner Wangen fassen?

Du wiegst; die kleinen Bootgewänder auf in Dir
spiegeln nach meiner Hand und schlagen

Wiegende Feuertürmchen, wiegend in meine Stirne!
Wie bist Du denn so tief in Dich flüsternhinabgetrunken?
Sind alle Fahnen Dir blühend blühend in Deiner
Seele Gottes-Straßen hingesunken?
Ich schau; Du schrängst Dein Auge rot im Mantel-
Leuchten Deiner Stirne
Über die kleinen Wange-gen-Dir-herüber-Funken!

Und, das? . . . Ich atme weich im Lächeln-Rieseln
hingezückter Träume;
Ich wiege warm auf Deinen Wange-Lampen
Lächelnd die große Stirn; lächelnd die warmen Boote
meiner Stirne-Lampen!
Und, immer nur? Einzig das letzte Glück-Erregen
unter bewegten Träumen?
Du glühst; tieftieferhin; Du blühst im großen Anmarsch
lächelnerregter Lampen

Unter mir auf! Du? Du! ! ! Ich bin; ich stütze,
Du? . . . Ich heb die Feuerboote grüner Hände
Heiß in die Hallen Deiner Stirn; warm in die Wogen
Deiner Mähnen!
So, Feuer-Tau? So letztes Uferragen Du-mir-angelehnter lächelnder Sonne-Tränen?
Ich schau; ich gieße mich: umwärts vor Deinen
Händen!
Und, immer; rieselnhingezückt, leuchtend die Wogen
traumkleiner Seele-Mähnen?

So Du und Du?! Du hebst die warmen, lächelnden
Hände-Schalen
Warm in den großen Seele-Flüstern meiner Stirne!
So warm? So endlos, straße-fern? immer die
Lampe-Boote Deiner Stirne?
Du schluckst im großen Zu-Dir-Halm leuchtender
Opfer-Mahle;
Du drehst die letzten, sonnigen Stirne-Wirbel, wirbelnd
in meine Stirne;

Du schluckst, heiß auf, flimmernd in die Bewegungsgrenzen meiner unendlichlächelnroten Wangen!
So, Du? Ich stütze ein; ich schaure in Dir warm
und wieder;
Ich schwane weiß, lächelnd im See-Boot Deiner Glieder!
Und, noch: lächelnbewegtes Fahne-Tuch, leuchtenbewegter Du-Verlangen?
Du wiegst die warme Ich-Frucht warm, leuchtend
im großen Du-Hof weißer Glieder!

Und, immer, immer, Du? Das riesiggroße Fahne-Schwenken?
Wir schweben warm im Segnungs-Raunen unserer
Träume;
Wir beben, Du?! Wir schwanen; wiege-groß: Leuchtende Feuer-Bäume:
Wir gießen: ineinanderhingehellte Fahne, leis in den
rotraumlächelnden Gelenken
Aufwärts vor uns: lächelnde Wiege, Wage, Träume!

Georg Britting / Kinonovelle

Das Mädchen erblühte vor der Tapete zu einer seltsamen Blume. Der große Mund zerfiel zu rundgeschwungenen üppigen Blättern. Tiefe Augen schwankten darüber wie giftige Beeren. Arme wanden sich wie Schlingfäden und umstrickten den Mann, der, blaß, Haarlocke blau in der Stirn, vor Ilsa sich krümmte. Die Vase stand schief und Vorhänge wehten schwer herein. Die Tür sprang auseinander und schleuderte eine ältere Dame ins Zimmer. Ilsa wandelte sich zum arglosen Backfisch. Der Mann zitterte immer noch. Seine Hände rissen an den Frackknöpfen. Sein Schnurbart flog. Seine Augen verkrochen sich schmal. Emma starrte unverwandt in das weiße Flimmern. Licht zog in Streifen durch die dunkle Muschel des Raums. Vieler Atem brauste. Die beiden waren jetzt wieder allein. Ilsa lächelte verrucht dünn. Dann schlug sie ein-, zwei-, dreimal scharf auf den vor ihr Kauernden ein. Der krümmte sich wollüstig. Ein Diener rief ihn ab. Er umwedelte noch einmal das Mädchen, läppisch, und schlich zermorscht weg. Ilsa malte auf einen grünen Bogen Verrat. Sie leckte den Leim des Kuverts, genäschig, als sei er süß. Ah, das hatte er nicht in Betracht gezogen. Man konnte dem andern schreiben. Er nahm sich vor ihre Briefbögen zu zählen. Einen Augenblick wurde es hell. Emma sah träumerisch vor sich hin. Ihr rundes Kinn war lieblich. Tigerhaft trat der andere ins Zimmer. Er trug Ilsa in seinen Zähnen davon wie die Katze die Maus. Vieles geschah noch. Emma hatte einen Namen geflüstert. Eine Stichflamme fuhr in sein Hirn. Die Briefbögen, dachte er. Ich habe sie nicht gezählt. Was flüstert sie einen Namen! Jetzt lächelte sie wie Ilsa. Drunten flatterte einer herein. Umwirbelte sie. Die warf ihm Hohn ins Gesicht. Er erbleichte. Es geschah. Er neigte sich zu Emma. Sie schrie leicht. Das Fenster, klirrte. Ilsa schwebte wie ein blaues Tuch in der Luft. Das war, das war, gut so! Er hatte

Emma ergriffen. Er hörte sie klatschend im Parkett aufschlagen. Er floh. Der Portier drehte sich an ihm vorbei. Die Treppe fiel jäh ab. Er stürzte auf die Straße. Fenster grinsten. Er bog in sein Haus ein. Er kroch auf sein Bett. Er hörte noch das Klatschen. Sah Gehirn spritzen. Leute entsetzt aufspringen. Sie würden kommen ihn zu holen. Er hatte ihr Unrecht getan. Vielleicht. Er hatte keine Beweise. Er hatte auch vergessen ihre Briefbögen zu zählen. Aber der Name. Und damals die Begegnung. Trotzdem. . . . . Er hörte Schritte auf der Treppe klappern. Das waren sie schon. Das ging schnell. Schaffot, murmelten seine bleichen Lippen. Begnadigung! Eifersucht, Begnadigung, brüllte er, als die Tür aufrasselte. Emma tänzelte zu ihm. Weg! Weg! schrillte er. Gespenst! Fürchterliches Gespenst! Er sprang ihr an die Gurgel. Du! Du! Er hörte sie wieder röcheln, wie vor einer Viertelstunde, als er sie ins Parkett geschleudert hatte. Sie wurde ganz ruhig. Tot. Endlich tot!

Als man ihn verhaftete, begehrte er wegen Doppelmordes bestraft zu werden. Die andere Leiche müsse noch im Kino liegen.

Rosa Schapire
Schmidt-Rottluffs religiöse Holzschnitte

In den hieratisch strengen, feierlich thronenden Heiligen der Mosaiken von Ravenna offenbart sich eine durchaus objektive Darstellung der transzendenten Welt. Ein Götterhimmel wurde geschaffen, eine Welt für sich, ohne Beziehung zur Welt der Menschen. Am Leben, als etwas Irdischem, haben diese Gestalten nicht teil, unabhängig von subjektivem Erleben führen sie ihr Eigensein als höchste Offenbarungen des Göttlichen; diese Beziehungslosigkeit bildet ihre Größe und Grenze zugleich.

Ein anderer Strom des Empfindens lebt in den Gestalten des XIV. Jahrhunderts. In die feierliche Abgeschlossenheit mündet ein Ton persönlichen Empfindens und wandelt die allgemeine Glaubenstatsache zu einer höchst persönlichen Angelegenheit. Die Kraft religiösen Erlebens spricht aus Giottos Passionsscenen so gut wie aus den Fresken des sanften Lyrikers Fra Angelico; Bottiacellis leiderfüllte Madonnen, Michelangelos wild dahinstürmende Jahve, Grünewalds lichtverklärter, auferstehender Christus sind weitere Schritte auf diesem Wege. Göttliche Offenbarungen werden nicht mehr als ein Gegebenes hingenommen, sie werden leidenschaftlich erlebt und durch das Erleben umgestaltet. Das persönliche Verhältnis des Künstlers zur Gottheit offenbart sich in seinem Werk, um so tiefer, je mehr er in seinem Ringen um die letzten Fragen des Seins den Sinn begriffen hat, der sich hinter allem äußeren Geschehen verbirgt und neue geheimnisvolle Schönheiten aus den alten Inhalten herausgeholt hat. Dieser Strom des Empfindens schien seit Rembrandts religiösen Darstellungen verschüttet; heute stehen wir vor der Tatsache, daß unsere jungen Künstler, müde jener Welle des Naturalismus, die die Welt arm gemacht hat, bewußt die Wirklichkeit steigern, der Welt als Liebende gegenüberstehen, hinter dem vielfältig Zerstreuten der Erscheinungen nach dem Ursinn suchend. Der Geist im Ich, als ein Übersinnliches begriffen, wurde der Materie gegenübergestellt. Von hier lag es nahe sich an religiösen Motiven zu entzünden, dem uralten Stoff neue Seiten abzugewinnen, neue Lösungen zu wagen.

Unter jenen, die diesen Versuch gewagt haben, steht Schmidt-Rottluff an erster Stelle. Es hat lange genug gedauert, bis die Gewalt des Erlebnisses, das Sagenwollen des Unsagbaren seiner in dem Maße Herr geworden sind, daß es ihn zur Gestaltung religiöser Motive gedrängt hat. Aber plötzlich ist es als wäre eine Wand eingerissen, Kindheitserinnerungen werden wach, geläutert, in eine transzendente Sphäre gehoben, überwältigen sie ihn, und in stolzer Folge entstehen die Holzschnitte zum Thema Christus. Die heiligen drei Könige, die mit ihren Gaben kommen, um das neue Licht zu grüßen, eröffnen 1917 die Reihe. Drei von vorn gesehene Gestalten, in deren Gesichtern etwas von jener Beziehungslosigkeit zu Menschlich-Allzumenschlichem lebt, wie es mittelalterlichen Miniaturen eignet, füllen die große Fläche in reichem Wechsel von Schwarz und Weiß. Darüber hinaus geht das Pathos der Kreuzigung. (1918) Christi gekrümmter Körper hebt sich von schwarzem Hintergrund ab. In Strömen fließt das Licht und ballt sich in der Glorie um sein Haupt zu einer Sonne zusammen. Maria Magdalenas verzweifelnde Geberde hält der ganz in ihren Schmerz versunkenen Maria, auf deren Schulter Johannes tröstend die Hand legt, das Gleichgewicht. In „Emmaus" dämmert das Erkennen; trennend steht die weiße Tischplatte zwischen Christus und den Jüngern. Fast abwehrend steht Christus mit lang

herabwallendem Haar wie ein Magier, ein Gefäß in der Rechten darbietend; wie der Jünger im Hintergrund die Arme in überwältigtem Schauen öffnet, wie es den anderen, der mit vorgeneigtem Kopf, mit allen Fibern das Wunder in sich aufnimmt, in die Kniee zwingt — trotz Rembrandt ist diese Szene nie größer gestaltet worden. Große Einzelköpfe: der frontal gesehene Christus, der als neues Leidensmal die Jahreszahl 1918 auf der Stirn trägt, der auf schlankem Hals aufsitzende Kopf eines Jüngers mit suchend-leidvollem Blick, die Verkündigungsmaria mit schmerzlich geöffnetem Mund und der Geberde erschreckter Abwehr in der starr gekrümmten Rechten leiten über zu der gewaltigen Gegenüberstellung von Christus und Judas. Judas spitzt die Lippen zum Kuß, während Christus mit weit geöffneten, weltenüberschauenden Augen sein Schicksal gelassen auf sich nimmt.

Figurenreiche Kompositionen folgen. Noch einmal das Emmausmotiv: die große Kurve der Landschaft, die streifenartige Behandlung des Himmels und die vom Sonnenball auslaufenden Strahlen bilden in ihrer Ruhe einen Ausgleich gegenüber der gramgebeugten hoffnungslosen Versunkenheit, dem dämmernden Ahnen und der ekstatischen Abwehr, die zwischen dem Herrn und den Seinen leise hin und herflutet. — Vor einer blöde starrenden Menge, die das Gebot, daß wir mit unserem Pfunde zu wuchern haben, nicht begriffen hat, vollzieht sich das Wunder des verdorrenden Feigenbaumes, der verflucht wird, weil er keine Frucht getragen hat. Dicht gedrängt, Christus mit zurückgeworfenem Kopf voran, füllen die Gestalten die rechte Bildhälfte; mit seiner ausladenden Krone hält ihnen der Baum das Gleichgewicht.

Ein Meer von Haß brandet um Christus und die Ehebrecherin. Glotzende Augen, bleckende Zähne tauchen aus dem Dunkel, Hände greifen wie Krallen nach der Frau, die ihr Haupt vor Christus neigt und vom milden Heiland entsühnt wird. — In Petri Fischzug ist der kniende Petrus mit seinen hochgereckten Händen ganz Flehen geworden, Christus vor ihm undurchdringlich, geheimnisvoll, fast gespensterhaft in seinen Mantel gehüllt, gleicht er einem allem Irdischen entrückten Geist. Im Hintergrund ziehen die Jünger die Netze mit zappelnden Fischen ins Bot; benommen von der Last des Tages ahnen sie, in einer anderen Seinssphäre lebend, nichts vom Wunder, das sich vor ihnen vollzieht.

Man glaubt den Strom religiösen Gestaltens versiegt, doch das Jahr 1919 schenkt drei neue Blätter: Christus bei Maria und Martha, den Heiligen und Franz von Assisi. Die strahlende Glorie, die Christus wie in einen Mantel einhüllt, der Tag, der durchs Fenster bricht, lösen den dunkeln Hintergrund in ein Meer von Licht auf. Leise wehrt Christus der dienenden Martha, Maria sitzt horchend von seinen Worten benommen zu seinen Füßen. Die ekstatische Geberde des Heiligen nimmt Franz von Assisi, seine Wundenmale weisend, in großartiger Steigerung auf. In seinem abgezehrten Gesicht, in den nach Innen blickenden Augen unter der mächtig vortragenden, gewölbten Stirn durchdringen sich Ethos und Pathos. Selbst die von intensivstem innern Erleben erfüllten Köpfe des Jüngers, der Maria, des Christus und des Judas bleiben hinter dieser Gewalt des Ausdrucks zurück. Wie eine Opferflamme loht die Linke gegen den Himmel.

Nach einem schönen Ausspruch Bubers sichert Qualität dem Kunstwerk nur den Einlaß in den „äußeren Ring“, in dem inneren „stehen aber von je allein die Werke, die den Sinn der Welt gestaltet haben.“ Diese Zugehörigkeit zum „inneren Ring“ eignet Schmitt-Rottluffs religiösen Blättern. Das verborgenste Geheimnis der Seele offenbart sich in Schwarz und Weiß, in Linien und Flächen mit der zündenden Kraft der Bekenntnisse der Mystiker, wenn sie ihres Gottes voll von ihm zeugen. Worte vermögen den seelischen und formalen Reichtum der Blätter nicht auszuschöpfen. In Ausdruck, Haltung, Aufbau ist Christi Gestalt jedesmal verschieden, selbst dem Jahrhunderte alten Motiv des Heiligenscheins wohnt eine neue Ausdruckskraft inne. Strahlengleich löst er den Hintergrund auf, schwelt wie eine phosphoreszierende Flamme gespenstisch um das Haupt der Heiligen, ergießt sich in dreifacher Steigerung in großen weißen Zacken auf die Schultern des Erlösers, bis in abermaliger Variante ein fester äußerer Ring alle Strahlenbündel und Lichtgarben noch einmal zusammenbindet.

Die Beziehungen des Ich zur Umwelt offenbaren sich in allem Kunstschaffen, hier tauchen wir in eine Welt, die losgelöst von der Wirklichkeit, aus Ekstasen geboren bis in die Sterne reicht. Von Mystik, dem Nährboden aller großen Kunst, ist sie durchtränkt. Durch die Kraft der Ekstase wurde die Pforte in das dritte Reich aufgetan, das Tiefmenschliche als ein Göttliches geschaut und gestaltet. Es mag der herrlichste Beweis für die Freiheit des Geistes sein, daß die Mehrzahl dieser religiösen Holzschnitte, die so inbrünstig von der Gottheit zeugen, in Rußland während des Krieges entstanden sind. In das Reich des Geistes ist nichts von den Qualen gedrungen, durch die der Künstler während des Krieges gegangen ist, als ein Schaffender, Neuewertebildender hat er sich von allen Hemmungen und Leiden befreit.

Um zu einer ekstatischen Gestaltung durchzudringen, bedurfte Schmidt-Rottluff des religiösen Motives nicht. In groß geschauten Bildnissen, Akten, Landschaften und figürlichen Kompositionen hat er oft genug den Beweis erbracht, daß er groß genug ist, um aus sich heraus eine neue Welt zu gebären, aus dem Zufälligen das Wesentliche herauszulösen, den geheimen Sinn zu offenbaren, der sich hinter den Erscheinungen verbirgt. Doch mag in den Gleichnissen des Neuen Testamentes ein Element liegen, das Tiefstes in ihm auslösend, seine Phantasie befruchtet hat; seine Schöpfungen sind frei von jeder Illustration, es sind neue Deutungen zu Christi Worten. Die religiösen Holzschnitte bedeuten nicht nur einen Höhepunkt in Schmidt-Rottluffs Schaffen, unsere Zeit hat nichts hervorgebracht in dem Inbrunst und Kraft der Gestaltung, „das geheime Schweigen und die mystische Ruhe“ sich so durchdringen und in so strengem Sinne Form geworden sind.

Paul W. Eisold / „Das bist Du“

Ein Spiel in fünf Verwandlungen von Friedrich Wolf

Uraufführung im Landestheater zu Dresden

Vielleicht besser zu sagen: eine Predigt. Für sonntäglich gestimmte Menschen. Für kinderhaftgläubige. Solche, die der warme Glanz eines Märchens über die gräßlichen nüchternen Hecken dieses Lebens hinweg blicken läßt. In das Reich ihrer eignen Märchenhaftigkeit. Ihrer Kindheit. Oder in ein imaginäres, übersinnliches, esoterisches. Das Sehnsucht und zugleich Erfüllung ist.

Es ist eine Märchenpredigt. Zart, mit zitternden Händen hingestellt. Keusch, mit dem Frühtau einer heiligen Sendung. Strahlend in dem Bewußtsein, ein unerhörtes Ethos zu propagieren; bestimmt: aus den Wirrnissen, Leiden und Empörungen dieser Zeit herauszuführen. Ach, wollen wir uns alle führen lassen von diesem Dichter! Wir sind eines gefestigten, abgeklärten, verklärten Führers bitter not. Auf! Daß der Dichter Führer und der Führer Dichter werde!

Eine Märchenpredigt. Aber die Beschwingtheit des Märchens liegt gehemmt von den schwerduftenden Schlinggewächsen der Philosophie. Die klare Melodie verstrickt sich in dem Moll eines Mystizismus, daß die Schönheit der Dichtung wie eine seltene, seltsame Blume entrückt wird in astrale Sphären, in die ja doch nur ein kleiner Teil der Menschen zu folgen vermag. Wohl kann Philosophie Dichtung sein (Zarathustra!). Aber Dichtung darf keine Philosophie werden. Die dichterischen Elemente steigen aus den Bezirken des Gefühls, impulsiv, intuitiv. Philosophie ist das Ergebnis einer logischen Denkarbeit, das Fazit einer Durchdringung der äußeren Erscheinungswelt des Individuums in eine innere, geistige, das mit einer gewissen Starrheit und Systematik aufgestellt, erklärt und bewiesen werden kann. Vermischung wird einen Zwitter ergeben. Und nach beiden Seiten hin Unklarheit, Verkennung, vielleicht Ablehnung. Das Gefühl ist frei, hemmungslos. Es strömt. Nur dichterischer Wille zwingt es in Bahnen und Formen. Dichten heißt: naiv-sein-können. Intellekt ist der Feind der Poesie. Kunst für alle! sei Postulat. So bleibt etwas dunkles, schweres zurück. Das steht wie Cherub an den Pforten zum Garten Eden.

Vorspiel im Kosmischen. Alle Handelnden in ihrer Stellungnahme zu einander. Der ungelebte Jüngling und das liebesehnende Weib. Die Dinge, Axt, Bank, Kreuz, als trotzige, eingebildete Eigenwillen, die sich zu der Untat hingeben. Aber schon hier zeigt sich die These, (ein Donnerschlag macht alles verschwinden!): Eine höhere Macht existiert. Ein einziger Wille. Über das Fatum hinaus. Beschlossen in der All-Güte. In der Liebe.

Andreas, Gärtner, in biblischer Primitivität, Tolstoianer, Gottsucher, mild, tröstend; Martha, das Weib (warum nicht Eva?), breit, brünstigheiß, Flamme, Erdgeist, schönherrisch. Äußerlich lebend. Sie kennt nur Verlangen. Das Animalische unter dünner Kruste. Und wie es ausbricht, sind vier schuldig, weil sie sind. Johannes, der Geselle, in den Geheimnissen und Stürmen der Pubertät, Opfer des Verlangens des Weibes (und seines!) und der zerstörten Welt Andreas. Der glaubte, den „Satansturm“ mit einer Nacht voll Bibelsprüchen zu bannen. Was seine tragische Schuld bedeutet. Martha und Johannes, im Gefühl der Urgeschwisterlichkeit sich findend; leise romantisch, visionär das Mannblut. Ungehemmt, über Blasphemie, ja, Lüge, nur sinnliche Erfüllung erzwingend, Martha. Sie bekennen: Sind wir nicht all Gottes-Kinder? Andreas,

schwer, spät: Ihr seid's! Aber da er sie in heißer, roter Nacht, traumwandelnd, liegen sieht: die Axt? Nein! Hinweg! Traum zu spalten .... Wahnsinn zu zerhaun .... Streichholz des Traums .... Das Kreuz stürzt in seine Hände. Auf Johannes. Der: Dich hast gemordet, das Alte in dir; wer das kann, ist ohn Schuld. „Ich bin du." Ungeheure Flamme sprüht Katarakte Erkenntnis: Die Welt muß gestürzt werden ...., daß sie neu werden kann! Wir sind einzig, wenn wir die Verwandlung wollen. — und Lukas, der Schmied, Mephisto, zynisch, das Böse-wollende und letztlich doch das Gute zu erreichen. Werkzeug, Leid zu schaffen und durch Leid und Schmerz läuternd und befreiend sein. Doch auch die Dinge haben sich verschworen. Fratzenhaft verzerrt sinnen sie Vernichtung. Die harte Axt, die buhlerische Bank, das Kreuz, empörend um der angehängten Legende des Symbols der Liebe. Aber ihre Willen sind im letzten nur imaginär. Das Weltgesetz manifestiert sich durch die Konsequenz der äußeren Erscheinung. Alles ist bestimmt. Gezielt. Nichts geschieht, das nicht geschehen müßte. Nachspiel im All. (Urgletscher.) Symbolische Wiederholung des ganzen Geschehens: die Wesen stürzen den „Ewig-Gleichen", das furchtbare Nivellieren, in den Orkus. Die vielgestaltigen Willen ein Wille. Im Willen zur Vereinigung die Erfüllung: Andreas nun endlich Martha. Johannes verzichtet: Spürt es, o spürts, ein neues Leben glüht verheißungsvoll über unsern Häuptern! Durch den Flammensturm der Verwandlung!

Realisierung der Idee mit dramatischen und (gesparten) theatralischen Mitteln. Höchste Intensität. Sprache klar, knapp. Felsblöcke, klirrend vom geschlagenen Stahl und zitterndes Andante, fernhin verhauchend. Vielleicht etwas an Schönherr mahnend. Selten ungeglückt. Ein expressionistisches Drama. Ein sinnliches und ein übersinnliches. Das sinnliche physiologisch begründet und durchgeführt. Die Gestalten Menschen und zugleich Typen, Werkzeuge zur Dialektik der Metaphysik. Im höheren Sinne Zwitter. Aber doch menschlich ergreifend. Ihr Suchen, Kämpfen und Leiden ist Spiegel der Zeit. Wir sehen die Ganzheit mikroskopisch. Durch das Brennglas ästhetisch-rationalistischer Weltanschauung. Geist ist entfesselt. Wird propagiert. Riesig. Transparente krallen sich in unsere Hirne. „Mensch, werde wesentlich!" Abstraktion feiert Triumphe. Wir winden uns. Zu lang im Dunkel! Geblendet. Die Heiligkeit der Ekstase wird prostituiert als Sensation. Das Opfer mit Egoismus identifiziert. Oh .....!

Der indische Mystizismus lockt. Erlösung? Verirrung aus Verirrung? Aufstieg?! Der Brokat buddhistischer Lebensweisheit hemmt den Märchenflug. Es bleibt das Drama schwer zugängliche Frucht. Labyrinthisch für den, der sich in seine Gassen wagt. Aber das Märchen bleibt. Der Frühlingstag. Nicht alle gehen hinein. Weil sie nie selber Frühling waren. Nur immer Herbstzeitlosen auf Händen brannten. Hier bringt einer Primeln. Ein Dichter. Ein Mensch. Musiker. Seelensinfoniker. Wir wollen uns öffnen! Auf, Brüder!!

Karl Lorenz / Die Kampfbühne in Hamburg

DIE HAIDEBRAUT / KRÄFTE

Dramen von August Stramm

Uraufführung am 21. Oktober in der staatlichen Kunstgewerbeschule zu Hamburg

Lothar Schreyer bemüht sich, uns die Strammschen Dramen von der Bühne herunter beizubringen. Er verzichtet auf jeden äußeren Tand. Seine Bühne ist die illusionslose, die Bühne der Mitte. Diese Bühne ist keine Neuschöpfung Schreyers. Es ist dieselbe Bühne im Kleinen, die uns Reinhardt in seinen Zirkus-Spielen bereits gab. Vielleicht ist es schwerer, das neue Theater zu finden, als man glaubt. Der Spieler arbeitet mit oder ohne Illusion. Die einzigen zwei Möglichkeiten, Schreyer wählte die letzte. Mit welchem Glück? Es ist ein zweifaches Unglück! Die Haidebraut und Kräfte von August Stramm auf einen Spielplan bringen, heißt: Tag und Nacht auf einen Stuhl setzen. Beides ist unmöglich. Die Heidebraut, der gewaltigste Schrei nach Freiheit und Licht. Kräfte, ein Spiel um ein bißchen Liebe. Einzige Bedeutung dieses Spiels: Die ganz in die Höhe geschraubte künstlerische Leistung. Die Haidebraut spricht zu uns, arbeitet für uns, baut voraus. Kräfte haben nur das rein künstlerisch Gute an sich.

Die Haidebraut: Schreyer hetzt uns gleich den ganzen Schwarm der Mitspielenden auf den Hals. Nicht ohne zu importieren. Die Eltern Maruschkas. Was kommen uns die an in den indienverkröteten Tüll-Gewändern? Maruschka, diese

Einzigindiehaidehinausgeworfene, diese Einziginderhaideseiende, diese Elementarnatur, kräftig und freiheitbeflügelt! Einzige Sehnsucht: Ihre Feldhütte! Und dann diese verknüllten Eltern? Ja, es sind Traum-Gestalten! Traum? Nein! Es sind die Stimmen, die taghell bis zur Erscheinung durchdringend, über Maruschka kommen. Erscheinung? Wo ist die Vision? Oder nur die visionäre Gebärde Maruschkas? Schreyer hat lange mit seinen Spielkameraden geübt. Diese lange Übung bringt uns nun aber dennoch nicht das: was sie uns bringen sollte: Das tathafte Zusammenspielen der Gestalten. Maruschka leidet. Laszlo leidet. Aber, es wird ja nicht der Wahnsinn, der den letzten Schrei in Maruschka aufbringt, der uns wirklich immer ganz mit sich fortreißt. Und die Brutalität Laszlos, wie kommt sie dünn und wasserbeinig daher? Ist das wirklich das, was Stramm uns gibt? Es ist nur ein kleines Milligrämmchen der großen auftürmenden Gewalt. Viele Gesten wirken kalt. Wirken unwirklich, nicht aus dem Leben erlebt geboren. Herrliche Leistung ist Maruschka in einigen kleinen Abschnitten. Durch die auffahnenden Gebärden flimmernder Handhinausspiele, durch kreisende Wirbel flammender Stirn-Pyramiden reißt uns die Maruschka mit, in die Haide, läßt uns die Maruschka ihre ganze Sehnsucht bis zum Schrei in die Seele fahren.

Kräfte: Lebendige Holzschnitte kurbeln vor uns herum. Schlittschuhlaufend turmeln die Gestalten hintereinander, umeinander. Das Spiel der Frauen ist letzte Kraft. Die Worte sind gedrängt und gewinnen. Das Herauspeitschen des Dus wird letzte Sendung. Die Leiden der Umeinanderherumliebenden. Das Schmachten in den andern hinein: Letzter Rausch. Es ist das Erste, es ist das Letzte, was menschliche Kraft hervorzubringen vermag. Liebe, treibend um den Andern, treibend um die Andere herumbuhlend. Ein Drama: letzter seelischer Posaune. Hier ist der Anfang, hier ist das Ende, das einzig große Leben der illusionslosen Bühne. Es ist nicht das neue Drama! Es ist die neue Kunst, die neue Liebe! Dieses Drama braucht keine Illusion, es ist Illusion! Es ist in der Liebe das künstlerisch Höchste, Vollendetste. Kein Zuviel, kein Zuwenig. Was notwendig, ist da! Was überflüssig, kommt gar nicht erst auf. Hier sage ich: Es war ein Erfolg Schreyers. Nicht auf dem Gebiet des neuen Dramas, nein! auf dem Gebiet der neuen Kunst, auf dem Gebiet des neuen Theaters! Die Seele der Gestalter spielt tief, das Wort wird Fahne und Segel, vortreibend, Gebärde treibt mit dem Gefühl vereint. Höchste aus der Seele tiefemporgeborne Dramatik in einzelnen Szenen. Das Hinmorden durch aufgepeitschtes Wort, das Denandernerdrosseln nur mit dem gespickten Schrei.

Was in der Haidebraut Mangel, zu wenig Herauswölben, hier war es höchste Leistung: Spiel, Zusammenspiel, Insichemporleben!

Es war ein Versuch, ein Vorsturm auf das neue Theater und deshalb ein Erfolg!

Leider sind die nun kommenden Abende nicht in dem Maße Kampf, wie es von einer Bühne zu verlangen, die sich die große Fahne: Kampfbühne auf die Stirn gesetzt. Oder müssen wir heute noch für Goethe kämpfen, oder für Hölderlin? Und wenn Schreyer uns dann noch einen Gerstenberg und ein Krippenspiel aus dem Jahre 1589 auf den Tisch stellt, was sagen wir dazu? Ist es Kompromiß, Unsicherheit oder Unwissen um den neuen Kurs herum? Oder hat man Schreyer die Arme zu eng an den Leib gebunden? Weiß Schreyer wirklich nicht, wo das neue Drama liegt? Dann weg mit der großen Fahne: Kampfbühne! Entweder man kämpft und kämpft dann nur oder, man brütet auf alten Nestern! So ist es hoher Anfang und ein banges Ende!

Verlag Die Sichel Regensburg Königshof

Die Sichel

Monatsschrift für neue Dichtung und Grafik

Herausgeber: Josef Achmann / Georg Britting

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Mk. 1.50 / Vierteljahr Mk. 4.— / Jährlich Mk. 15.—
Vorzugsausgabe, auf gutem Papier, numeriert, von den Herausgebern handsigniert, mit einer handsignierten Originalgrafik in jedem Heft .... jährlich Mk. 40.—

Die Sichel weist geistiges Leben als Totalität (Begeistigung der Politik, Buchbesprechung, Kritik, Philosophie ....)

Die Sichel bringt als erste und einzige Zeitschrift der Welt auch literarische Schöpfungen übernationaler Zunge.

Die Sichel bringt in jedem Heft 7 bis 8 Originalgrafiken junger Kunst.

Mitarbeiter sind:

Abusch / Achmann / Best / Frida Bettingen / Bruno Beye / Birckenbach / Kurt Bock / Georg Britting / van den Broecke / Däubler / Dietrich / Eberz / Eidlitz / Eisold / Erbach / Edmund Fabry / Felixmüller / Gensecke / Erna Gerlach / Goetz / O. M. Graf / Hans Harbeck / Haringer / Hartig / Kurt Heynicke / Kranzl / Karl Lorenz / Mynona / Pannwitz / Peuckert / Richter-Berlin / Reindl / Maria Reinhold / Rüger † / Marx Sachs / Anton Schnack / Friedrich Schnack / Schrimpf / Sendelbach / Tappert / Zarek

Es erschienen an Sonderheften der Sichel:

August: Das expressionistische Ex libris / **September:** Bildnisse / **Oktober:** Landschaft
Dezember: Die Mutter

Das Januarheft 1920 erscheint (als erstes des zweiten Jahrgangs) als Sonderheft: Josef Achmann

Verlag Die Sichel Regensburg Königshof

Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam

Für die gesamte Schriftleitung verantwortlich: Karl Lorenz, Wandsbek. — Druck: Hermann's Erben, Hamburg 1, Speersort 5—11.
Verlag: Die Rote Erde, Hamburg, Alsterthor 2.

Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam